



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Brasilien alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reichs
entgegen.

Ausgegeben am 18. Juli.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1862 bis dahin 1863.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen & L. — per Quartal
bei den hiesigen Postämtern & L. 20 pro Quartal
Preis der einzelnen Nummern 10 Pf.

Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Grosse.

(Fortsetzung.)

„Auch brauchen wir eigentlich nicht, Meister Kämmerer,“ sagte Hemmeyer, „aber die beiden anderen müssen mit — müssen uns den Weg weisen in die Folterkammer. Wir wissen da keinen Bescheid.“

„Wenn Ihr nur das wollt, meinelwegen,“ rief Liebe. „Das will ich verantworten.“

„Also vorwärts!“ rief Hemmeyer und schwang die blühende Waffe. „Dinein in die Wöllerschlacht. Den Carcer wollen wir mal auslüften! Hurrah Victoria!“

Und die vier jungen Leute stürmten die Treppe hinunter auf den Marktplatz.

„Aber Herren, so wartet doch — nehmt mich mit,“ rief Kämmerer, der einen schweren alten Turnierhelm auf sein Haupt gestülpt hatte. „Ich muß auch dabei sein. — Holt, den Korngestern nehm ich, nachher guten Morgen, Herr Stadtschreiber, guten Morgen, Herr Stadtrichter! Jetzt kann's losgehen. — Ihr sollt den Kämmerer kennen lernen! Und mit herrlicher Weiber die schwere Waffe erhebend, eilte er aus dem Zimmer.

Aber bevor er noch die Treppe erreicht hatte, drangen seine beiden Töchter Concordia und Veronica aus dem Rückzimmer, wo sie sich mit Frauen, die aus der Nachbarschaft hierher geflüchtet hatten, verborgen hielten, und erlitten den tapferen Helden noch im Vorraum.

„Aber Vater, wohin willst Du? Nein, wir lassen Dich nicht fort — Du mußt bei uns bleiben. Was soll aus uns werden, wenn wir allein wären im Haus und ohne Schutz? Sie stürmen ja in alle Häuser draußen. Nein, Du darfst nicht weg von uns.“

Und die beiden Mädchen hingen sich mit Flehen und Jamern an den Arm des schweren Mannes und bemächtigten sich seiner Waffen.

Aber was Bitten und Weinen und Schluchzen dennoch nicht vermocht hätten, das bewirkte der plötzliche Zufall.

Noch während Kämmerer mit den Töchtern rang und rief: „Was, seid Ihr deutsche Jungfrauen, seid Ihr Heldennädchen?“

lauft mich los, gebt Raum, ich muß die Mutter holen!“ und er wollte sich mit einem Hauf den Fremden entziehen — da knappte auf einmal das Visir des schweren Helms herab und Kämmerer befand sich plötzlich in stoffloserer Nacht, gleichsam in einer eisernen Taucherglocke, denn die schmalen Löffnungen des Visirs ließen ihn in der Finsterniß des Treppenhauses nichts mehr erkennen. Jeden Augenblick schwebte er in Gefahr, die Treppe hinabzustürzen, wenn ihn nicht seine Töchter zurückge- rissen hätten.

Die Sprache hat keine Worte, das Rasen des nach Luft und Licht Schnappenden zu schildern. Wüthend wollte er den vermaledeiten Ritterhelm vom Kopf reißen, aber das verrostete Charnier war zugeschnappt und blieb unbeweglich.

Halb mit Bedauern und Entsetzen, wohl auch mit verhol- lenem Lachen führten ihn die anderen Frauen in das Rückzimmer zurück und bevor ihre hilfreiche Hand beim Schein von Lichtern das verwünschte Visir wieder eingedrückt und gelockt, war auch der Widerstand des von Athemnoth Erschöpften und Bedrängten gebrochen. Er hatte schließlich keine Spur von Kraft mehr übrig, als sie alleammt nun ihn mit Vorstellungen besührten.

„Aber Meister, was macht Ihr für Streiche. Ihr seid Familienvater und habt Verantwortung um die Kinder. Bleibt hier im Vokament. Die jungen Leute werden's schon machen, wenn's möglich ist. Kommet an das Fenster, loßt schonen wie es geht. Der Holloh wird ja immer ärger! Da schaut, da schaut,“ rief Frau Belle, die Nachbarin, „da bringen sie wieder Einen — ich mein, das ist der Stadtschreiber und sie tragen ihn — Herr Gott, den haben sie todt geschlagen! Betet, Kinder, betet, nun ist Alles aus!“

Mühsam und wankend hatte sich Kämmerer, dessen Antlitz immer noch blauroth angeschwollen war, zu das offene Fenster geschleppt. Jetzt gab ihm die frische Luft seine Kraft wieder.

„Ist's wirklich an Dem — der Schreiber todt — Herr im Himmel, was wird nun aus unserer Caution werden? Fort, ich muß dennoch hinunter! Mich hält kein Mensch mehr. Die

Welt soll nicht sagen, daß der Kämmerer vor rostigem Eisen und Weiberzungen zum Feigling geworden wäre!"

Und er erhob sich, um dennoch „seine Ehre einzulösen," seinen „Mann zu sehen," wie er es nannte, aber jetzt scholl in der Ferne Trommelwirbel und der gleichmäßige Trittschritt anrückender Mannschaften durch die Nacht.

Die Compagnie der fürstlichen Hellebardiere und Hartschiere rückte über den grünen Markt heran. Eine laute Commandostimme erscholl, dann abermals Trommelwirbel. —

Zuerst zwar vernahm man tobendes Geheul und Gejoh, welches die Nahenden von allen Seiten empfing.

Dann erfolgte ein kurzer Tumult — schreiende Stimmen, Waffengeklirr und Getöse, gleich darauf Flucht nach allen Seiten und der Schall eilig davonlaufender Schaaeren. Plötzlich dann herrschte eine Ruhe und Todensille, als wenn nicht geschrien, aber gerade das lautlose Schweigen wirkte schauerlicher und unheimlicher, als der stundenlange Lärm zuvor. —

Eine lange Viertelstunde verrann nach der Andern.

Concordia und Veronica beteten; die Frauen in Kämmerers Zimmer wagten kaum zu flüstern. Der würdige Meister selbst schritt mit großen Schritten auf und nieder und trat hin und wieder zum offenen Fenster, um auf den menschenleeren nachtfinstern Markt hinunter zu schauen. Die alte Salome, die seit Mittag noch in Kämmerers Hause geblieben, war freiwillig hinunter geschlichen um Kundschaft zu holen.

Jetzt klinkte die Thür auf, und das alte Weibchen kam mit verstärkten Mienen zurück.

„Kun Salome, was bringst Du — wie stehst mit der Frau Meisterin?"

„Ach du Gottchen, ach du Gottchen!" jammerte die Alte — „unsere Frau Kämmerer behüt der barmherzige Himmel, aber Niemand weiß von ihr."

„Aber die Studenten und der Cramer und Lieble?"

„Ach Gottchen, Meister, ach Gottchen, die sind Alle gegangen wie in der Mausfalle, kein Mensch darf mehr aus dem Rathhaus, Alle haben sie dabehalten — o Kreuz, Jammer und Herzeleid, wie wird das noch enden. —

Diese Botschaft war die Wahrheit. Die Sache der gefangenen Bürgerfrau aber wahr nunmehr um nichts gebessert, sie wahr schlimmer geworden als zuvor. —

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Den besprochenen Vorgängen folgte eine Reihe von stürmischen Tagen, begleitet von heftigen Gewittern und strömenden Regengüssen, die nicht nur die unerträgliche Schwüle der Atmosphäre, sondern auch die Gemüther der Menschen abkühlte.

Erst nach Wochen klärte sich wieder der Himmel und der Spätsommer leuchtete in goldener Klarheit über Weimars Dächer und Thürme, Fluren und Waldhügel.

Das Ergebnis der letzten Ereignisse, so bedrohlich für Bürgerchaft und Volk, hatte sich schließlich aufgelöst wie der Rauch einer gelöschten Feuersbrunst. Die verhängnisvolle Consumtionsaccise ward auf herzoglichen Befehl sofort aufgehoben. Wegen des stattgehabten Tumults ward eine Amnestie erlassen und sämtliche Gefangene wurden in Freiheit gesetzt, freilich nur soweit festgestellt werden konnte, daß sie nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen und nur der Noth halber, nicht aber in anderen Ursachen Aufstand erregt und in das Rathhaus eingebracht waren.

Um so schärfer wurden diejenigen „angesehen", die unter dem Vorwand und Schutz des allgemeinen Tumults andere Zwecke verfolgt hatten. Und gerade deshalb wurden die beiden Bürger Kramer und Lieble, wie auch die Studenten Hemmeyer und Zuhemann vorläufig noch in Haft gehalten.

Daß sie nichts Anderes gewollt, als Frau Kämmerer befreien, eine Absicht, die sie ganz offen bekannnten, stempelte sie

zu besonders gefährlichen Räubersführern, die man bis auf Weiteres unschädlich machen mußte.

Dazu kam, daß Blut geflossen. Der Schreiber Caspar Conchylius war mitten im Rathhaus erschlagen worden und zwar auf der Schwelle seines Schreibzimmers, so zu sagen in Ausübung seiner Amtspflicht. Wenn es sich auch herausstellte, daß er die Todeswunde schon beim ersten Ansturm des Gefindels empfangen und wahrscheinlich lange vorher, bevor die beiden jungen Bürger und Studenten erschienen, so blieb dennoch der Verdacht auf den beiden Verwunden, so zahl sie auch sonst galten und so standhaft und wohlgemuth sie leugneten.

Die beiden Studenten dagegen, Hemmeyer und Zuhemann, beriefen sich auf ihre akademischen Privilegien, d. h. im vorliegenden Falle auf ihren eximirten Gerichtsstand; und so wurden sie schließlich dem Universitätsgericht in Jena ausgeliefert, wo sie im Carcer hinreichende Muße fanden, über die wunderlichen und abenteuerlichen Tage in Weimar nachzudenken, auch in der Folge den üblichen Entschluß faßten, den Staub Jenas von ihren Füßen zu schütteln und auf einer anderen Hochschule ihr Heil weiter zu versuchen.

Somit war denn Alles gewissermaßen wieder in Ordnung, selbst der heillose Proceß gegen die Hexe schien glücklich auf die lange Bank geschoben zu sein. Niemand sprach mehr davon, und selbst was sonst Angehörigliches und Bedrohliches im Hause Kämmerers vorgegangen, verschwand wie eine dunkle Legende vor wichtigeren Dingen der gebietrichen Gegenwart. In Wahrheit, manches Andere, weit Bedeutendere und Interessantere bewegte die Gemüther der Bürgerchaft Weimars, wie des Adels und Hof's.

Allerlei hohe fürstliche Besuche waren angefangen und trafen täglich ein. Cavaladen mit schimmernder Dienerschaft, prächtige, reichgeschmückte Kutschen mit Borreitern, Heibulen und Läusern rollten ein und aus bei der Wilhelmsburg und das alltäglich mehr und mehr.

Was war eigentlich geschehen?

Unter der Fülle von Gerüchten fand eines am meisten Glauben, und viele einzelne Umstände schienen es zu bestätigen. Es hieß: die weltberühmte fruchtbringende Gesellschaft vom Palmenorden feierte nach langjähriger Unterbrechung wieder ein Ordensfest, um sich zu neuer Wirksamkeit emporzuraffen.

Wem allgemeinen Niedergang deutschen Volksthum's zu Zeit des dreißigjährigen Krieges waren in Deutschland nach dem Muster der italienischen Akademien verschiedene gelehrte Gesellschaften gestiftet worden mit dem Zweck, über die Reinhaltung und Ausübung der deutschen Sprache zu wachen, sich außerdem der fleißigen Uebung der Dichtung zu widmen, als könne und wolle man in einem erträumten Reich der Unschuld und Natur über die Gräucl der Gegenwart hinwegkommen. Die früheste und bedeutendste jener Gesellschaften war der Palmenorden, gestiftet schon 1617 zu Weimar durch zwei Fürsten von Anhalt, drei Herzöge von Weimar und einige Edelleute, davon einer: Caspar von Leutleben, elf Jahre lang Vorsitzender der Gesellschaft war. Die Höhe ihrer Wirksamkeit erreichte dieselbe zwischen 1628 und 1650 in Köstgen unter dem Vorstz des Fürsten Ludwig von Anhalt, sie florirte dann bis 1667 wieder in Weimar unter Herzog Wilhelm IV. und war dann nach Halle übergesiedelt unter dem letzten Ordenshaupt Herzog August von Sachsen.

Zur Zeit der höchsten Blüthe vereinigte der Orden hundert von Fürsten, vornehmen Herren und Gelehrten und zog lange Zeit die Augen von ganz Deutschland auf sich. War es doch sein Ziel: „die hochgeehrte deutsche Muttersprache in ihrem geblühlichen Wesen und rechten Verstande ohne Einmischung fremder und ausländischer Mißwörter im Reden, Schreiben und Dichten auf's Allerzierlichste und Deutlichste zu erhalten und auszubilden." Das Wappen des Ordens war ein Palmbaum mit der Aufschrift: „Alles zum Nutzen." Jedes Mitglied hatte zum Symbol eine Pflanze, außerdem einen Beinamen und einen Merkvers. Bei der Aufnahme unebenbürtiger Mitglieder verlangte man statt der Ahnenprobe Bericht über eheliches Fortkommen, guten Wandel

und Reumund, war aber desto weniger wählerisch bei Hochwohlgebotenen.

Für die Auswahl der Weinamen und Merkfrüchte hatte der Erzhochrichter zu sorgen, und wenn es ihm mit der Zeit einige Mühe gekostet, immer neue sinnreiche Namen zu erfinden, so trug es ihm doch wohl reichliche Sporteln und glänzende Spenden ein. So hieß Homburg der Kaufschende, Dietrich von Werder der Vielgeförnte, der berühmte Rist der Nüstige, Dlearius der Vielbemühte, Koszofk der Helfende. Außerdem kommen vor: der Faselnde, der Gefährliche, der Goldselige, der Ausgefütterte, der Herrliche &c.

Seit dreizehn Jahren nunmehr hatte nichts mehr über den Fortgang des Ordens verlautet, und wir wissen bereits aus den Aeußerungen des wackeren comes palatinus und herzoglichen Archibarius Neumar, wie tief er den Verfall des herrlichen Ordens beklagte, wie innig er sich sehnte, noch einmal ein neues Aufblühen des Bundes zu erleben.

Sicher war es, wenigstens in den Augen der Weimarer, seinem Bemühen allein zuzuschreiben, wenn nun endlich, wie es den Anschein hatte, der Orden seine Auferstehung feierte. Wenn das Gerücht Recht hatte, handelte es sich heute um ein Fest im französischen sogenannten grünen Schloß, das am Eingang des welschen Gartens stand und bereits nach dem Muster von Chatillon sur Seine erbaut worden war. Jenes Chatillon aber hatte Herzog Johann Wilhelm von König Heinrich II. im Jahr 1558 zum Geschenk erhalten, weil er 2000 Pferde und Wagen geliefert, um König Karl IX. im Kampf gegen Condé beizustehen.

Stolz und anmuthig erhebt sich der geschmackvolle Bau, umgeben von hohen Baumgruppen und aller Pracht der damaligen Gartenkunst. Die helle Mittagssonne strahlt auf die hohen Logenwände und Blumenrabatten, wie auf die welsche Herrlichkeit mythischer Marmorgestalten und rauschender Fontänen, während am rothen Gitter sich eine Menge schaulustigen Volkes drängt.

Wohl war es noch im Andenken alter Beute, wie vor dreißig Jahren ebendort das letzte Ordensfest gefeiert worden. Damals, am 8. Mai 1651, brachte eine große feierliche Gesandtschaft die Nachricht, daß nach dem Eintritt des Fürsten von Anhalt-Köthen nunmehr Herzog Wilhelm von Weimar zum Oberhaupt des Ordens erwählt worden sei. Damals auch wurden der Erzhochrichter und das Silberiegel, wie die Registerfahnen in feierlicher Procession getragen, und erst von diesem Tage an schmückte den Herzog der Titel Durchlauchtig. Wieder war es im Jahre 1658, als Johann Georg III. der Kurfürst von Sachsen auf seiner Durchreise nach Frankfurt mehrere Tage in Weimar blieb und in den Orden aufgenommen ward mit sieben seiner Minister und Offiziere.

Nun sollten solche glänzende Festtage zur Ehre Weimars wiederkehren. Offenbar galt es neue Mitglieder aufzunehmen, oder den Geschiedenen ein Denkmal zu setzen. Jedenfalls wurde auch der alternde Neumar in alle seine Ehren wieder eingesetzt, denn er war jahrelang die Seele und das belebende Element des Ordens gewesen. Die allgemeine Bewegung suchte nicht bloß im Volk und Bürgerstand, ihr Wellenschlag machte bis in die Schreibstuben und Dicastarien der Behörden sich bemerklich, voraus im Hofamt, im rothen Schloß, jenem phantastischen Bau mit seinen Thürmen und Giebeln, wo unsere Geschichte begann.

Das würdige Antlitz des Vicelanzlers Volkmar Hoppe trug heute einen noch erfrischeren und gemesseneren Ausdruck als sonst, als er den verschiedenen Herren Audienz ertheilte, darunter Bürgermeister Eschenbach, Hofrath Wildvogel, Rentmeister Schaffer und Andere; auch Syndikus Pantraz Krausold und Dr. Gerbel aus Jena waren anwesend.

Der Bürgermeister beendete seinen eine wohlbedachte Rede mit gewundenen und vielfahenden Worten.

Der Sinn derselben war, daß sich ehrsame Bürgerschaft der allezeit getreuen Residenzstadt Weimar gern erbiete, den hochansehnlichen fremden Gästen ein solennes Fest zu offeriren,

ingleichen, so es admittiret werde, das Befolge derselben bei ehrsamem Bürgerschaft einzuarquartieren, ihnen Logament, Kost, Verpflegung und sondere Verehrung zu reichen, denn mehrgedachte Bürgerschaft sei ihres uralten Ruhmes altdeutscher Gastfreundschaft eingebet, nicht minder, daß Weimar allzeit die Kunst- und Wissenschaften und Gelfestfreiheit, wie erhabener Kunst und Wissenschaften gewesen, von den Tagen Luthers des theuersten Gottesmanns und Lucas Cranachs bis herab zur Gegenwart, wo Georg Neumarcks des Erstspendenden weit-schallender Ruhm ertöne. Die Ehre der Hauptstadt würdig zu repräsentiren, sei deshalb Pflicht und Tradition, wie denn anhero wohl zu erwarten, daß Seine hochfürstlichen Gnaden auch diesmal —

„Wollet Seine Gnaden aus dem Spiel lassen, Herr Bürgermeister,“ unterbrach ihn der Vicelanzler Hoppe fast unwillig.

„Am Entschuldigend, Excellenz, aber wir haben in der That submissivst um gnädigste Audienz sollicitiret.“

„Machet Euch keine Hoffnung. Könnet Brief und Siegel darauf nehmen, daß Ihr es lediglich höchster Indisposition zu danken habet, wenn man Euch nicht ernsthafter hat ansehen wollen.“

„Also wirklich in höchster Ungnade,“ fragte der Bürgermeister und seine Stimme zitterte. „Und weshalb, Excellenz? Unsere devoteste Loyalität und Eifer ist allezeit anerkannt worden, und sollte uns allerhöchste Faveur und Affection nun plötzlich entzogen sein, so wäre dies eine öffentliche Calamität.“

„Machet keine weitläufigen Worte, Herr Bürgermeister,“ unterbrach ihn abermals der Vicelanzler. „Nicht auf schöne Worte wollen Seine Gnaden sehen, sondern auf die That und Meriten, so es darauf ankommt. Welche obdies Schmach, diese sothane Sedition und Rebellion gemeiner Bürgerschaft! Ihr hättet das verhindern können und müssen und ich fürchte sothane Laueheit und Passivität wird Euch von höchsten Herrschaften nicht ganz vergessen werden.“

„Excellenz,“ erwiderte der Bürgermeister mit festerem Tone, „unsere Bürgerschaft ist eine femperefreie und unabhängige seit Urälder Zeiten, wenn auch unverbrüchlich treu dem angestammten Hause, wie wir schon in den Zeiten des Bruderkriegs genugsam bewiesen, aber für das Andere bürgen unsere Privilegien, so von Kaiser und Reich bestätigt.“

„Schon gut, mein Bester,“ rief der Hofrath. „Was bei sogenannter Selbstadministration herauskommt, zeigt sich dann bei sothanan Rumoribus. Wird demnach gut thun, einen festeren Daumen darauf zu setzen zu Gunsten der Souverainität der Herren von Gottes Gnaden, wie anjese in Frankreich und überall.“

„Aber was können wir thun und was verlangt man, Excellenz?“ warf der Syndikus Krausold ein.

„Das wird sich zeigen, Herr Syndicus, wird sich zeigen allernächst.“ Hofrath Hoppe blätterte dabei in einem dicken Convolut von Briefen und Urkunden. „Ihr sprachet vorhin von Einquartierung, Herr Bürgermeister,“ fuhr er fort. „Könnte arriviren, daß man Euch alsbald beim Wort hielte. Will sagen: kann sein, daß heut oder morgen große Einquartierung von Truppen disponirt werde. Darauf möge sich gesammte Bürgerschaft nur gefasst machen.“

Das Wort wirkte wie ein Blitzstrahl mit rollendem Donner-schlag.

„Einquartierung, Truppen, Excellenz, und mitten im gesegneten Frieden?“ Lang es durcheinander. „Doch nicht etwa gegen ehrsame Bürgerschaft selbst? Das würde Alles in Flammen jagen!“

„Wollet das nicht so auslegen, Bürgermeister,“ sagte der Hofrath beglittigend. „Man wird Euch des Weiteren alsbald informiren, sobald die Stunde gekommen. Pfefferkorn, laffet den Rentmeister vortreten!“

Gleich darauf erschien der Oerufen, anscheinend ein ängstlicher schüchtern Mann, aber von intelligentem Gesichtsausdruck und von erprobter Rechtschaffenheit des Charactere, der sich in

allerlei Stürmen und Wechselfällen seit langen Jahren bewährt hatte.

„Hättet auch wohl bessere Anschläge machen können, als dem armen Volk das Brod zu vertheuern mit Eurer Rechtschraube.“ sagte der Vicekanzler mit Strenge und Nachdruck. „Ich war von allem Anfang an dagegen und dennoch hat man operiret und conspiriret mit der Stadtgemeind. Seine fürstlichen Gnaden hätten sich eines Anderen versehen von Eurer Application und Experienz.“

„Halten zu Gnaden, Herr Vicekanzler,“ war die Antwort, „es war ein Versuch, wie er auch in anderen Städten gemacht worden mit Succes.“

„In Städten, die reicher sind, wie uns wohl bekannt, Herr Rentmeister, aber Weimar entbehrt des großen Handels und reichen Nahrungsstands, ist immer eine offene Landstadt gewesen und geblieben, so auf Ackerbau gestellt ist. Meditiret lieber auf ein Mittel, den Wohlhabenden beizukommen. Die Salinen von Sulza, die Bergwerke von Jhmenau, ingleichen die Vorwerke und Kammergüter müssen noch manchen Rückstand haben. Denket mit Fleiß nach. Wir brauchen Geld, viel Geld in nächster Zeit. Da leitet den Ueberschlag von Forderungen,“ und er hielt ihm ein Actenstück hin, welches offen war.

„Aber Excellenz,“ erwiderte der Rentmeister mit sichtlichem Schrecken, nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen, „Kriegslieferungen in diesen Friedenszeiten.“

„Werden sie bleiben, mein Wohlwieser? Schließet also neue Quellen auf bei Zeit. Es giebt schwere Tage, schwere Zeiten. Si vis pacem, para bellum. Ist gar kein Anlaß vorhanden zu jubiliren und sich auf die Väterhaut zu strecken, das sagen Sie den Bürgern, mein Herr Bürgermeister. Und Sie, Herr Hofrath Dr. Gerbel, was giebt's in Jena?“

Dr. Gerbel zog ein Actenstück unter dem Arm hervor und sprach:

„Hochverehrter und Großgünstiger, ich vermeinte bishero, in Jhnen einen Bundesgenossen und Associatesn zu sehen; gestalten Sie mich zum Succurs entboten, und ich nahm die

Sache mit Fleiß und Ernst. Es betrifft den immer noch unerledigten Proceßgang gegen eine unglückliche Bürgerfamilie, als deren Anwalt ich vor hiesigem Stadtgericht bestellt worden und noch im Amt bin.“

„Was soll's?“ fuhr der Vicekanzler mit sichtlichem Bedruss auf. „Immer noch diese widerwärtige Tribulation, diese unerträgliche Hexenhistorie, was soll's damit, wie sieht's damit?“

„Zum Erbarmen wie zum Verzweifeln, Excellenz. Nachdem nunmehr monatelang vor Gericht verhandelt worden, rüdet die Sache dennoch weder vorwärts noch rückwärts. Darüber bleiben schuldlose Leute in Haft, die Hausfrau und nun auch die Schwiegeröhne, weil sie den conatus einer Befreiung gewagt. Möchte nicht Seine hochfürstlichen Gnaden einen Nachspruch thun im Namen der Humanität, um diese verwandtschaftliche Sache aus der Welt zu schaffen? Im Reich und im Ausland hat Weimar immer als Aylum des aufgeweckten Glaubens gegolten. Welcher schreiende Widerspruch in dieser obscursten Proceur, die nun so weit gekommen, daß ein Menschenleben im Spiel steht.“

„Genug, Herr Hofrath,“ rief der Vicekanzler sichtlich ungeduldig. „Lenken Sie Ihre Jeremiade lieber an die rechte Adresse.“

„Giebt es eine höhere als Seine hochfürstlichen Gnaden? und zu den Füßen seines Thrones lege ich meine Klage nieder. Ich weiß mir keinen anderen Ausweg noch Hilfe. Ist doch bereits angeblich Blut geflossen deshalb und ich fürchte, dies wird nicht das einzige Opfer bleiben.“

„Ihre Wärme in allen Ehren, Herr Hofrath, aber Seine fürstlichen Gnaden haben das Principium, sich niemals und unter keinen Umständen in den Lauf des Rechtes zu mischen. Außerdem aber, wenn große Weltereignisse auf der Bahn sind, müssen Privatfachen zurücktreten. Der Staat hat keine Zeit, sich um derlei Bagatellen zu kümmern. Ja wohl, meine Herrchen, segte er dann zu den Andern gewandt hinzu, „schwere Drangsal und Onera stehen uns bevor. Laßt lieber die Bürger beten, sich im Waffendienst üben und ihr Haus bestellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bad Ischl.

(Mit Illustration.)

Ischl gehört zu den schönsten Perlen des Salzammergutes und hat sich am Beginn des jetzigen Jahrhunderts aus der Bescheidenheit eines stillverborgenen Marktortes zum Mobercurort Oesterreichs wie zu einem der beliebtesten Weltbäder aufgeschwungen. Hierzu hat sowohl die Heilkraft seiner Bäder, wie die Schönheit der landschaftlichen Natur beigetragen.

Erst nach der französischen Invasion trat Ischl in die Reihe der Heilbäder.

Die Anregung hierzu ging von den Doctoren J. Wöy und F. Wierz Ritter von Kettenbach aus, welsch' letzterer bei einer zufälligen Vereisung des Salzammergutes die von der Natur so reich bedachte Ischler Gegend kennen lernte, auf das vortheilhafte Klima, auf die willkühliche Schönheit dieses Thales hinwies und im Vereine mit dem Gmündener Salinenarzt Dr. Wolf in Ischl selbst eine Soolbadeanstalt errichtete, die erste in der mit Salzminen gesegneten österreichischen Monarchie. Bald entwickelte sich ein reges Badeleben, viele Aerzte, darunter Walsfatti, Staudenheimer, von Brenner u. fanden sich ein, und bereits im Gründungsjahre 1823 konnte Ischl 80 Curgäste verzeichnen, deren Zahl bis zum Jahre 1827 auf 361 stieg. Von diesen ist besonders das erzogliche Paar Franz Karl und Sophie, welches seit 1827 Jahr für Jahr zum Curgebäude dort weilte, wie auch der Fürstbischöf von Olmütz, Erzherzog Rudolph zu nennen, dem zu Ehren der von Dr. Wierz angekaufte Volksgarten die Bezeichnung „Rudolphspark“ erhielt.

Zum Vergnügen der Curgäste erbaute man im Jahre 1827 das Theater, welches Director S. Straß eröffnete, zwei Jahre später wurde das „Rudolphbad“ errichtet und 1831 durch den Architekten von Eschl die jetzige „Trinkhalle“ vollendet.

Die gesammten Wohnungen Ischls boten den Curgästen damals 340 Zimmer, 60 Cabinette, und der Preis einzelner Zimmer belief sich auf 12, 15, 20, 24 Kreuzer pro Tag, ja die schönsten derselben kosteten täglich nur 30 Kreuzer C.-M.! Eine uns erhaltene „Baderordnung“ aus jener Zeit enthält unter Anderem auch die interessante Bestimmung, daß der Commissariatsbeamte mit dem Baderzte alltäglich um 12 Uhr Mittags in die öffentlichen Speise- und Waschküchen zu gehen habe, um die Qualität und Zubereitung der Speisen zu untersuchen.

Mit hingebender Sorgfalt widmete sich Dr. Wierz, dem auch bedeutende Gelbmittel zur Verfügung standen, bis zu seinem im Jahre 1844 erfolgten Tode dem ferneren Gedeihen seiner Schöpfung, und scheute keine Kosten, keine Opfer, um den Gebrauch der Heilquellen durch örtliche Annehmlichkeiten in jeder Weise zu erleichtern. Zu Ehren der hohen Gönnerin, Erzherzogin Sophie, legte er in der Folge die „Sophienplanade“ an, wogegen dem verdienstvollen Förderer selbst noch bei seinen Lebzeiten das im „Wierzpark“ befindliche Monument gewidmet und die Wierzstraße eröffnet wurde.

Nun verbreitete sich der Ruf von Ischls Schönheit und Heilwirkung in allen Landen. Seit im Jahre 1838 die Dampfschiffahrt auf dem Traunsee eröffnet wurde, hob sich Ischl von Jahr zu Jahr, und noch mehr war dies der Fall, nachdem 1877 die Eisenbahn bis nach dem Baderort erbaut war.

Im Jahre 1873 wurde das neue Curbau eröffnet, aber schon viel früher war Ischl das alljährlich besuchte Bad des österreichischen Kaiserpaars geworden. Im Jahre 1854 wurde die „Kaiservilla“ zum ersten Mal bezogen.

In Folge dieses großen Vorzuges wurde Ischl auch für viele andere Potentaten beliebter Baderort.



Das Dorf. Nach einer Photographie in Holz geschnitten.

Meines Lebens Roman.

Von H. von Eschen.

(Fortsetzung)



Das Gold! Was ich mir erworben davon, reichte gerade zu dem doch einmal nothwendigen soliden Untergrund, auch für ein freies, echt künstlerisches Wirken, wie für ein Leben frei von materiellen Sorgen, auch mit der deutschen Gage einer ersten Sängerin, sogar für ein Leben voll Behaglichkeit, eines gewissen Luxus, wie ich es den Meinen zu geben versprochen, wenn sie, wie ich, geneigt waren, meine hierin nur bescheidenen Begriffe und Wünsche anzunehmen. Ich sehnte mich nach Mutter und Schwwestern, nach Tantchen, dem treuen, nach einem Familienleben, einer bleibenden Stätte in dem Wechsel des Comödiantenlebens.

Es war gekommen, das Glück, wie es Hilmar gesagt hatte. So dachte ich eben, als ich den Contract an Mr. Digby ununterzeichnet zurücksenden wollte.

Da trat Mr. Digby ein, er wollte sich seine Antwort holen.

Es war ihm leid. „Ich hätte Sie mit Glanz durch die Welt geführt, Fräulein Waldau,“ sagte er ärgerlich. „Nun, vielleicht besitzen Sie sich, noch lasse ich Ihre Stelle auf. Wir gehen erst im September.“

Ich schüttelte mein Haupt, ich freute mich auf mein Glück zu Haus; er möge nicht warten, erwiderte ich bestimmt. Glaubte ich doch so fest der inneren Stimme, die mir dies mit solcher Gewißheit versprach, daß ich jene Worte dreist sagen zu dürfen vermeinte.

So boten wir uns fare well, Mr. Digby und ich auch meinerseits bewegt. Ich hatte ihm gefolgt sein Renommée als Impresario glänzend zu begründen, seiner Italian Opera langen und dauernden Erfolg zu sichern, wie er mir auf dem Weg zum Ziel, zu diesem selbst der beste Führer gewesen.

Nach zwei Tagen hatte ich den Canal passirt, war mit dem Courterzug in Cöln am Mittag, und dann in wenigen Stunden am Abend in Ems eingetroffen. Dies liebliche Stückerde in dem lieblichen Thal der Lahn war außersehn für das erste Rendezvous mit den Meinen.

Die Mutter hatte den Winter über an Magenkatarrh gelitten, der Arzt ihr die Cur hier dringend empfohlen; auch mir konnten die lauen, milden, doch kräftigenden Wasser der Salsflüerlinge des Kränchen- und Kesselbrunnens nur dienlich sein. Dann war das große Weltbad besser geeignet für ein ungestörtes Wiedersehen, als die kleine Vaterstadt mit der Neugier von Freunden und von Feinden.

Tantchen kam am nächsten Tage schon, als avant-courier von Mama und Lisa, welche erstere durch eine leichte Erkältung von der Reise hatte absteigen müssen — in einigen Tagen wollten sie eintreffen, Elfriede? — Ja Elfriede — Tantchen zögerte etwas, denn verschweigen ließ es sich doch nicht — Elfriede hatte meine Einladung abgelehnt, noch immer unversöhnt mit meiner Carrière. Sie war zu Bruder Fritz gegangen, der jetzt in Königsberg stand. Es that mir weh, meine Bitte abgewiesen, meinen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, doch wenn nur etwas kommt von Dem, was wir wünschen, müssen wir zufrieden sein; und bei mir war ja Alles gekommen, erklärte ich Tantchen scherzend, als ich sie immer wieder jubelnd in meine Arme schloß. Alles?

Fünftes Capitel.

Ich weiß es noch, wie wenn es heute gewesen! Ein prächtiger Sommermorgen lag über dem lieblichen Ems, mild und warm, doch noch frisch in seiner Frische.

Mit meiner Cur beginnend, schritt ich zum ersten Mal über die Brücke am königlichen Badehaus vorbei, durch die Colonnaden hindurch, in den Hof des Kesselbrunnens. Er war fast leer; nur ein großer schlanker Herr stand an dem Kredenz Tisch; er hatte eben sein Glas zum Füllen gereicht. Ich erschrak nicht — o nein, das Erschrecken hatte ich mir abgewöhnt.

Aber was einmal im Frauenherzen einen bewegten Eingang gefunden — wenn es auch längst gegangen — es behält ein Privilegium, die Pforten noch lange erzittern zu machen, die es einst passirt. Diesmal konnte ich eine leichte Erregung nicht mehr fern.

Er wandte sich um; meine Erregung wuchs, aber in freudiger Weise. „Herr von Langen!“ rief ich unwillkürlich und bot diesem meine Hand.

Er sah mich an; er kannte mich nicht — freilich nur ich sah ihn wieder, wie ich ihn einst gesehen unter den grünen Bäumen, der Sonne Licht in den Augen, in den Zügen — er hatte mich ja nur als Fideleio, verwirrt vor den Lampen, verweint am Fluß in dem Mondenschein erblickt.

„Fräulein Waldau —“ erklärte ich meine bewegte Aneide.

„Fräulein Waldau,“ gab er nachsinnend zurück. Er hatte die Begegnung vergessen! Wohl war es mir schmerzlich, doch in diesem Moment behielt die Freude, wieder ein altbekanntes Gesicht zu sehen, die Oberhand.

„Einst thaten Sie einer Unglücklichen wohl durch Ihre gütige Ansprache,“ half ich seinem Gedächtniß. Er erröthete, wie verlegen, gerührt zu werden. „Ach Fräulein Waldau, so ganz recht. . . Verzeihen Sie — es geht einem so viel durch den Kopf —“ Er brach ab, wahrscheinlich unterdrückte er die nahe liegende Entschuldigung, wahrscheinlich er mich nicht erkannt, mir eine beschämende Erinnerung zu sparen. Sein Blick streifte mich aufmerksam. „Es geht Ihnen gut!“ Die wenigen Worte sagten Alles, was ihn sein Bartgefühl, seine Höflichkeit zu sagen erlaubten.

Die Freude strahlte mir aus den Augen; meine Toilette war einfach, doch exquisit elegant, von dem feinen grauen Strohhut mit dem gleichfarbigen Schleier und mattgelben Rosen bis zu den hellen, vielknöpfigen dänischen Handschuhen, damals ein viel feltenerer Luxus bei den Damen als heute, den ich mir aber, selbstverdiert, erlauben durfte.

„Ja, Herr von Langen,“ erwiderte ich dankbar aus vollem Herzen. „Ihr Wort hat sich bewährt, einmal ist es gekommen, das Glück!“

„Ah —“ Ein Schatten flog über seine Stirn — wahrscheinlich hatte er auch vergessen, daß er mir einst jene Worte gesagt! Dann lächelte er. „Sehen Sie wohl, daß ich Recht gehabt!“ Abermals trat ein Schatten in die hellen Züge; doch gleich darauf strahlten sie wieder in der alten Heiterkeit. „Ich danke Ihnen, Fräulein Waldau. Es war freundlich, mich zu erkennen. Darf ich mit Ihnen gehen?“

Und nun gingen wir dahin im Sonnenlicht, unter den grünen Bäumen mit dem süßen Duft ihrer goldig schimmernden Blüten, entlang der Bahn, glänzend und glühend in den Strahlen des noch so jungen Tages. Morgenstreich und morgenfroh lagen sie da vor unserem Blick, die Berge, wie neubelebt emporgehoben aus dem Dunkel des nächtlichen Nebels.

Und wir plauderten. Von was? — Ach, von den alltäglichsten Dingen: daß wir uns wohl befanden; von Wetter, der Cur, der Saison; doch wir unterhielten uns prächtig. Mir wenigstens schien es so. Solch schöner Sommermorgen bedarf keiner Entwidlung von Geist oder Gedankentiefe, das Herz zu erfreuen, er leiht Allen seinen Reiz, wie die Jugend einem jeden Gesicht, oder wie die Liebe.

Dann begleitete mich Herr von Langen nach Haus; wir wanderten an den vier Thüren vorbei, über die untere Brücke, vom Fluß hinweg, wir hatten einst einen gar ähnlichen Weg genommen; wie anders war es heute! Er hatte noch mit keiner Silbe der Vergangenheit gedacht, nur daß er mich als bekannt behandelte, herzlich vertraut, wie jemand es Einem, dem man unter so traurigen Umständen begegnet ist, in einem Moment schneller wird, als in Jahren des gewöhnlichen conventionellen Verkehrs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie Ludwigs II. von Bayern.

Ein Blatt auf's Grab des „königlichen Schwärmers“.

Seit unendlichen Zeiten ist die deutsche Nation durch ein Ereigniß seiner inneren Geschichte nicht in solche Bewegung des Schmerzes und Brauens versetzt worden, wie durch die Entthronung und das jähe Ende König Ludwigs II. von Bayern.

Mit Recht äußerte der Kronprinz des Deutschen Reiches bei seinem Eintreffen in München zur Trauerfeier am 18. Juni: „Ich konnte es gar nicht glauben, was geschehen war.“ Und doch, das Unglaubliche, das Ungeheuer, hier war's geschehen! Ein hohes, edles Opfer ist der Macht des schwarzen Verhängnisses gebracht worden. Die Festsengruft in der Kirche St. Michael zu München hat sich über den sterblichen Resten des hingegangenen Königs geschlossen. Die Tragödie ist zu Ende. Aber noch zuckt ein tiefer Schmerz durch die Brust aller braven Bayernherzen, noch zehrt innige Theilnahme durch die Seele aller braven Deutschen. Zugleich aber müssen wir leider Augenzeugen eines Nachspiels sein, das Entrüstung und Ekel in den reinen Schmerz mischt: die Leute, welche in Bayern während des Lebens und bis zum Tode des Königs eine unangenehme Rolle gespielt haben, oder gern eine Rolle gespielt hätten, fühlen das Bedürfniß, sich weh zu waschen, oder ihr Mithchen an dem todtten Löwen zu fühlen, und die Tagespresse feiert, trunken im Genuß des sensationellen Stoffes, wahre Organe auf dem Grabe Ludwigs II., sie gefällt sich darin, die letzten Reste des Nimbus zu zerstören, welcher das Leben des Königs umgab, und alles Gute, was man in ganz Deutschland von ihm zu erzählen wußte, in Laster, Schmach und Schändlichkeit zu verkehren.

Die Interessen, im niedersten Sinne des Wortes, erheben ihre Häupter wie eine Drachensaat und suden pietätlos die letzte schöne Erinnerung an das Dasein und Wollen des idealsten und sonderbarsten aller Fürsten der neueren Zeit zu ersticken.

Unter solchen Umständen ist es geboten, das Geschehene möglichst unbefangen zu betrachten und den Stimmen wohlberechtigter Sympathie Gehör zu verschaffen.

Diesem Zwecke soll die folgende Darstellung dienen.

1. Das bayerische Königshaus. Ludwigs II. Jugend.

Das Trauerpiel von Schloß Berg hat eine gewisse Vorgeschichte. Schon wohl behauptet wird, König Ludwigs II. Jüngling habe „erbliche Reime“ gehabt, ist es ratsam, einen Blick auf das Leben seiner Eltern, ja selbst seines Großvaters zu werfen.

Bekanntlich war König Ludwig I. ein Sonderling. Tausende von Aneshoten sind noch heute über ihn im Schwange. In Hofgesellschaften galt er als Witzling, und sehr häufig bewegte er sich, in unscheinbarem Anzug, bei Tag und bei Nacht in den unteren Schichten des Volkes, theils zu seinem Amusement, theils um das Volksleben genauer kennen zu lernen. Er hatte aber auch einen hochausgebildeten Kunstsinne, verschah München mit künstlerisch schönen Bruchbauten, förderte die bildenden Künste ganz außerordentlich und schrieb mit Eifer mittelmäßige Gedichte. Ludwig I. hatte seine Grillen und verschwendete viel Geld an unnütze Zwecke, z. B. an die berüchtigte Vola Montez. Es ist aber gewiß niemals einem Bayern eingefallen, ihn für „verrückt“ zu erklären.

Im Revolutionsjahre 1848 mußte Ludwig I. dem Ansturm der Unzufriedenen weichen und sein Sohn Maximilian gelangte auf den Thron. Maximilian II. war 1811 geboren und hatte sich 1842 mit Maria, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen (Sohn König Friedrich Wilhelms II. von Preußen) vermählt. Sie war 1825 geboren. Damals waren die eingekerkerten Bayern, sogenannten Stadtbayern, den Preußen nicht hold, sondern feind, und es wurde viel Geschrei darüber gemacht, daß der Kronprinz Max eine preussische Prinzessin und noch obendrein eine Protestantin heimführte. Wäre König Ludwig I. nicht ein sehr aufgeklärter Mann und ein absoluter Herrscher gewesen, so würde es wohl schwerlich zu der Partie gekommen sein, ohne daß die Prinzessin gleich zum Katholicismus übergetreten wäre.

Genug, die neue Kronprinzessin wurde nicht sympatisch begrüßt und hat sich erst allmählig die Anerkennung der Bayern erkämpfen müssen. Sie zeigte sich den Münchenern oft von der vortheilhaftesten Seite, so z. B. bei Truppenrevuen und Manövern als halbmillitärisch gekleidete Amazona hoch zu Ross. Sie war heiteren Temperaments und von gesunder Natur. Ihr Gemahl König Max war ein sehr ruhiger, fast stiller Mann, der geräuschvolles Leben nicht liebte, ein guter Gatte und Familienvater, von bedeutender literarischer Bildung. Er war es, der in München aus hervorragenden Gelehrten und Dichtern jene literarische Tafelrunde bildete, deren Teilnehmer darunter Emanuel Geibel, Bodenstedt, Paul Heyse u. c. großentheils mit dem Maximilianorden für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet und dadurch in den Adelsstand erhoben wurden. In seinen letzten Lebensjahren wurde Maximilian noch stiller wie gewöhnlich und schloß sich so ziemlich der Gesellschaft an. Seine Regentenschlichten erfüllte er stets auf das Sorgfältigste, doch verkehrte er anscheinend ungen direct mit seinen Ministern, sondern benutzte als Mittelsperson den „Cabinetsecretär“.

Mit zwei Kindern war die Ehe des Königs gesegnet, zwei bildschönen, anscheinend gesunden, liebreuenden Knaben, Ludwig und Otto. Ludwig wurde 1845, Otto 1848 geboren.

Ueber das Familienleben, die Beziehungen zwischen Mutter und Kindern nur folgende Notizen: Die Königin Marie hielt ihre Knaben

fast von allen Verkehr fern, sie wurden streng abgeschloffen, fast bürgerlich erzogen, erhielten aber eine gute wissenschaftliche und literarische Bildung. Die Königin, heißt es, liebte ihren Erstgeborenen Ludwig auf das Zärtlichste, aber Mutter und Sohn konnten einander nicht verstehen. Mit ihrem auf das Einfachste und Frömmlichste eingerichteten Verstande vermochte sie dem Fluge seiner Phantasie nicht zu folgen, vermochte sie ihn nicht zu leiten und noch weniger, wo es Noth that, zu bändigen. Anfangs war das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn das trauertesten. Stundenlang sah der königliche Jüngling bei ihr, las ihr Trauerspiele und Gedichte vor und suchte sie mit fortzureißen in die Sphären der Poesie; aber vergebens. Die Begeisterung für die Kunst war ihr fremd geblieben, das Theater besuchte sie schon zu Begehnen ihres Vaters fast niemals, wogegen die Münchener den jungen Kronprinzen fast nur in der königlichen Hoftheaterloge zu Besigt besahen, weil er das Theater schon damals mit Vorliebe besuchte.

Prinz Otto, der jüngere Bruder des Kronprinzen, galt für einen der geistvollsten und liebenswürdigsten Prinzen der Wittelsbach'schen Dynastie. Jart gebaut, schmächtig, hüßlich und von leutseligem Wesen, genoß er die Gunst der Münchener Bevölkerung in hohem Grade. Seine wissenschaftliche Ausbildung war eine sorgfältige und ziemlich allgemeine. 1866 hörte er auf der Münchener Universität die Professoren Giesebrecht und Riehl, bei Ersterem die Geschichte der deutschen Kaiser, bei Riehl die Geschichte der socialen Theorien. Prinz Otto war einer der eifrigsten Hörer; er wartete Giesebrecht fast nach jeder Vorlesung ab und beleuchtete denselben bis zur Theaterruhest, sich eifrig mit ihm über den soeben vorgetragenen Stoff unterhaltend, nicht selten wohl auch in polemischer Form. Wiederholt äußerte sich Giesebrecht wohlgefallig über die freisinnige Gesinnung des Prinzen in politischer, wie auch in religiöser Beziehung. Prinz Otto hörte ferner staatsrechtliche Vorlesungen und besuchte eine Zeit lang auch die Vorlesungen des Professors Moriz Carriere über Volkethel. Er war ein freimüthiger, aber auch lebenskluger Mensch, der es selbst mit den strengen Ultramontanen nicht verdroß. Dabei führte er aber frühzeitig ein lustiges Leben, das seine Gesundheit verminderte. Auch er liebte das Theater, aber im Gegensatz zu seinem Bruder, der die Klassiker vortzog, huldigte er den mehr auf Sinnlichkeit wirkenden Stücken.

Als seine körperliche Gesundheit tief angegriffen war, gewann irgend welcher verderbliche Einfluß auf ihn die Oberhand: er wurde ein Frömmster. Oft sah man ihn in später Abendstunde vor der Statue der Mater dolorosa in dem Herzogsospiet knien und inbrünstig beten. Erst der lebenslustigste junge Mann, versiel er jetzt in die Melancholie. Stundenlang sah er brügend in seinem Zimmer über einem Buch, ohne auch nur eine Zeile zu lesen, stierte vor sich hin und sprach oft ohne Grund zusammen. Man constatirte religiöse Monomanie und der Prinz wurde in Nymphenburg unter Aufsicht gestellt. Vom Jahre 1873 ab wurde seine Ueberwachung eine strenge und vollständige. Vielleicht, wenn beim Entstehen seiner Schwermuth die Grundgesetze einer rationellen Hygiene angewendet worden wären, hätte sich sein Schicksal besser gestaltet.

2. Ludwig II. als König.

Im Jahre 1864 starb König Max eines ziemlich ähnen Todes und sein Sohn Ludwig bestieg, kaum 19 Jahr alt, den Thron, der schönsten junge König, der je eine Krone getragen. Die regelmäßigen Studien Ludwigs wurden durch seine Thronbesteigung unterbrochen. Als er König war, gewann er die allgemeinen Sympathien zunächst durch seine jugendlich schöne Erscheinung und durch den idealen Zug seines Wesens. Den Regierungsgeschäften zeigte er sich allerdings von Anfang an nicht gewachsen und mußte dieselben vollständig den Ministern überlassen. Dabei trat aber schon früh sein Stolz auf die königliche Würde und das eifersüchtige Bewußtsein seiner Souveränität hervor.

Der junge König war ein großer Freund von Musik und selbst sehr musikalisch. Mit scharfem Blick und schöngespinnem Wohlgefallen hatte er schon als Kronprinz Richard Wagner's schöpferische Bestrebungen beobachtet, und kaum war er zur Regierung gelangt, so ließ er es sein Erstes sein, den noch immer noch lebenden Meister, der vergeblich bei den großen deutschen Bühnen für seine reformatorischen Kunstwerke Aufnahme suchte, nach München zu berufen, ihm mit echt königlicher Munificenz Mittel zu gewähren und das Hoftheater seinen Stücken zu öffnen. Nur hierdurch ist es Richard Wagner möglich geworden, sich Bahn zu brechen, und kein Anderer als König Ludwig war es, welcher die Entwicklung der neuen musikalischen Kunst ermöglicht hat. Wie sehr dies auch Wagner selbst empfunden hat, geht aus den Gedichten hervor, die er dem königlichen Mäcen widmete und in denen es unter Anderem heißt:

„Du bist der holde Lenk, der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig' und Alte Sait:
Es war Dein Ruf, der mich der Noth entrückte,
Die winterlich er starrt hielt meine Kraft.“
„O König! Halde Schirmherz meines Lebens!
Du, höchster Götter wohnereicher Hort!
Wie ring' ich nun, am Ziele meines Strebens,

Nach jenem Deiner Huld gerechten Wort
In Spruch' und Schrift, wie such' ich es vergebens:
Und doch zu forschen treibst's mich fort und fort,
Das Wort zu finden, das den Sinn Dir sage
Des Dankes, den ich Dir im Herzen trage."

"Was Du mir bist, kann staunend ich nur fassen,
Wenn mir sich zeigt, was ohne Dich ich war,
Mir schien kein Stern, den ich nicht sah erlassen,
Kein leucht'ges Hoffen, dessen ich nicht bar.
Auf gutes Glück der Weltkunst überlassen,
Dem wüßten Spiel auf Vorteil und Gefahr;
Was in mir nach noch freien Künstlertathen,
Sah der Gemeinheit Loos sich verrathen."

Selbst dann noch, als das innige Verhältnis zwischen dem König und Wagner in Folge eines zu weit greifenden Benchmens des Letzteren etwas gelockert war und Wagner München verlassen hatte, hörte Ludwig nie auf, die hehre Kunst und Wagner persönlich zu fördern. Als Wagner in Venedig gestorben war und der König durch dessen Gattin die Kunde von diesem Ableben erhielt, rief er dem Ministerialdirector Bürkel gegenüber erschüttert aus: "Entschuldig, fürchterlich — lassen Sie mich jetzt allein!" Einige Stunden später ließ der Monarchiotedirektor Bürkel rufen und sagte ihm: "Die Leiche Wagners gehört mir, man soll in Venedig nichts wegen der Ueberführung ohne meine Anordnungen thun!" Der Conduct ist auch genau den Beschler des Königs gemäß von Statten gegangen.

Ein tiefer Nist in das Gemüth des Königs geschah, als er sich im Jahre 1867 mit der Tochter des Herzogs Max in Bayern, Sophie, Schwester der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, verlobt hatte und diese Verlobung bald darauf plötzlich wieder löste. Die Gründe für dies Beginnen sind nie an die Öffentlichkeit gekommen, doch wurde von da an der junge König mehr und mehr ein Weiberfeind und zog sich von der Gesellschaft zurück, während die Prinzessin später sich mit dem Herzog von Mexicon, Sohn des Herzogs von Nemours vermählte. Nur für drei Frauen bewahrte der König noch viele Jahre lang besondere Hochachtung, die er durch öftere Beweise ritterlicher und zarter Aufmerksamkeit betheiligte: für seine Mutter, für die Kaiserin von Oesterreich und für deren Tochter, die Erzherzogin Gisela, Gemahlin des Prinzen Leopold von Bayern.

Von jener Zeit her dauern gewisse Seltsamkeiten, die theils mit seiner Brachtliebe in künstlerischen Dingen, theils mit seiner Neigung zum Alceinstra zusammenhängen. Er ließ auf dem Dachstod der neuen Residenz in München einen mit mächtiger Pracht ausgestatteten Wintergarten anlegen, in dem er Concerte für sich allein veranstaltete, bei welchen die Sängerknaben ihm unsichtbar wirken mußten. Ebenso befahl er oft für sich allein Vorstellungen im Hoftheater, welche stets des Nachts stattfanden und denen er in seiner dunklen Loge, bei völlig verdukeltem Zuschauerraum bewohnte.

Wie es bei solchen Vorstellungen zugeht, lehrt ein Bericht, den Charlotte Wolter, die berühmte Tragödin des Wiener Hoftheaters, einst nach einer Vorstellung des „Narcis“ erstattete, in welcher sie die Rolle

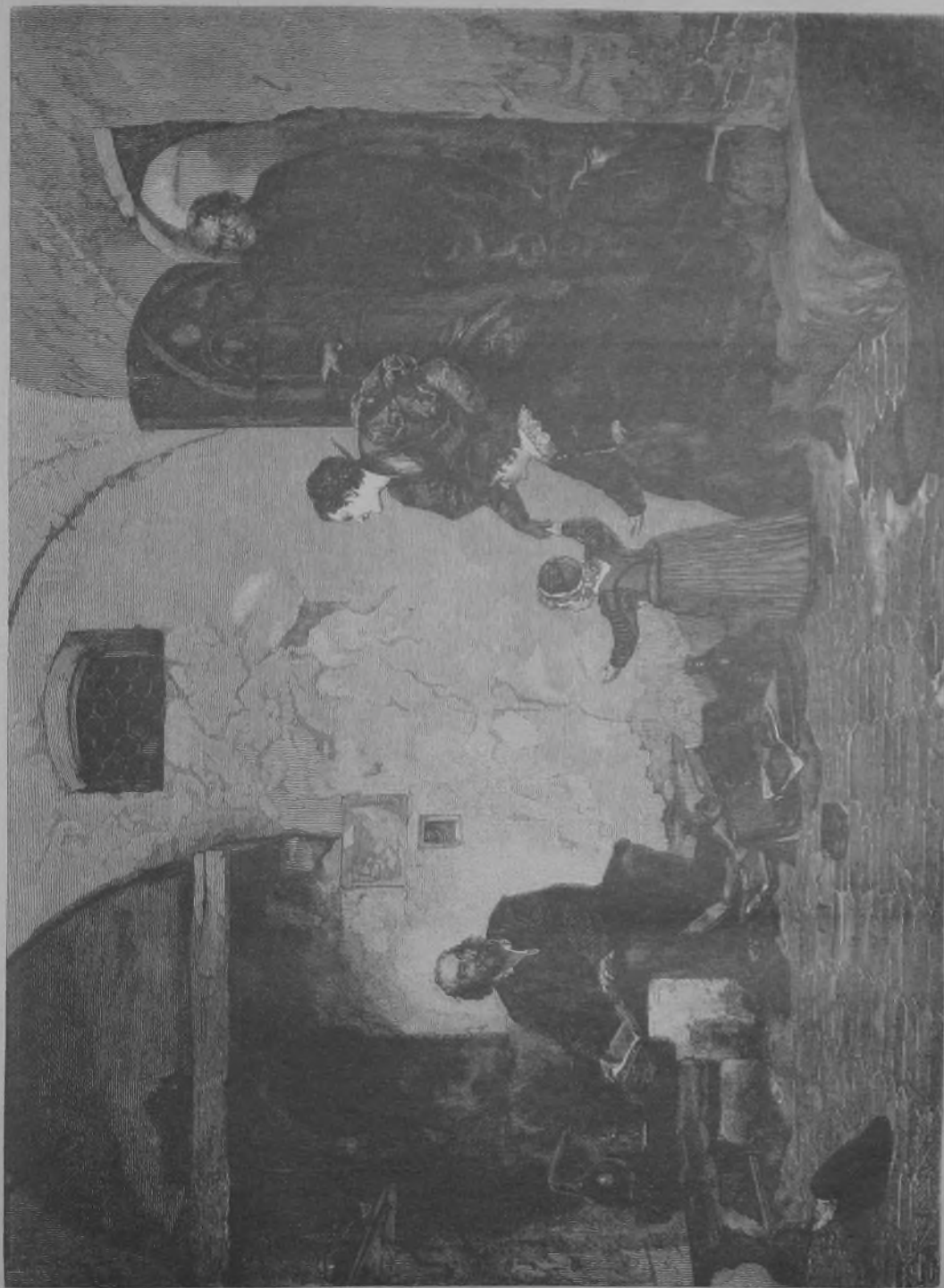
der Marquise Pompadour spielte. Die Vorstellung war für 12 Uhr Nachts angesetzt. Um 11½ Uhr waren die Schauspieler auf der Bühne verammelt. Es herrschte absolutes Schweigen. Die Theaterarbeiter trugen Füllschuhe. Durch das Budloch im Vorhang sah man nur das erleuchtete Prosceum, der Zuschauerraum war vollkommen finster. Punkt 12 Uhr erkante ein Glockenzeichen; der König verläßt seinen Palast und begleitet sich durch einen Corridor, der im dämmerigen Halbdruck bleibt, nach seiner großen Loge. Ein zweites Glockenzeichen kündigt des Königs Eintritt in die Loge an und sofort rollt der Vorhang in die Höhe, denn der König will keine Sekunde warten. Als der Vorhang aufgezozen war — so berichtet Frau Wolter — als ich mich hinter den Coullissen befand, wo Niemand zu sprechen wagte, begann ich nervös zu zittern. Wie soll ich vor diesem leeren und finsternen Saal spielen? Endlich trete ich auf. Daran gewöhnt, vor brechend vollen Häusern zu spielen, besinde ich mich plötzlich

dem Nichts gegenüber. Vergeblich bemühe ich mich, die Unruhe meines einzigen Zuschauers durch die Finsterniß durch zu erkennen. Nichts! Mir fehlt die elektrische Berührung, die zwischen dem Publikum und dem Künstler eintritt. Ich mußte all meinen Mut zusammennehmen. Was mich aufrecht erhielt, war der Gedanke, daß der unsichtbare Zuschauer wirklich einen großen künstlerischen Sinn besitzt, und daß, durch alle Phantastereien hindurch, auf dem Grunde seiner Seele wahre Leidenschaft für meine Kunst lebt. Dieser Gedanke schmerzte mich und beruhigte mich zugleich. Ich wollte daß der König mich nicht außer Augen läßt, und daß er gefaselt und aufmerksam in seiner Loge sitze, und ich spielte wie im Traum, aber ich habe noch nie mit solchem Fieber gespielt. Man hat viele Witze über diese künstlerische Leidenschaft des



Ludwig II. von Bayern zur Zeit seines Regierungsantritts.

Königs gemacht, ich muß Sie versichern, daß ich sie vollkommen verthe. Auf diese Art unterdrückt der König Alles, was den Zuschauer wie den Künstler stört. Nichts ist vorhanden als das dramatische Werk, seine Darsteller und — der einsame Zuschauer, der sich von uns in das Reich der Phantasie kühnert läßt und die Fabel des Stüdes für die Wirklichkeit nimmt. Um 4 Uhr Morgens war das Schauspiel zu Ende. Man wies uns an, auch nach dem Fallen des Vorhangs noch auf unseren Plätzen zu verbleiben, um den König nicht zu stören, der nach der Vorstellung stets noch eine Weile, in tiefes Nachdenken versunken, in seiner Loge bleibt. Endlich erkante das Glockenzeichen, das uns entließ. In meiner Garderobe empfing ich den Besuch eines alten Kammerherren, der mir ein kolossales Bouquet von dem König brachte, indem er alle Titel Seiner Allerhöchsten Majestät, vom König von Bayern bis herab zum Landgraf von Bayreuth, mit Mühe aufzählte. Zu gleicher Zeit empfing ich auch einen Schmutzgegenstand. Ich bat den alten Herrn, dem König meinen Dank auszusprechen, worauf mich derselbe aufmerksam machte, daß es seine Seite sei, dem König schriftlich zu danken. Ich fiel fast vor Müdigkeit um, und sagte, ich würde morgen schreiben. Der alte Herr erwiderte, daß man den König niemals warten ließe und daß Seine Majestät den Brief sofort erwarteten. Er würde die Ehre haben, mir denselben in der vorgeschriebenen Weise zu dictieren. Ich fügte mich und schrieb, und endlich, Morgens 5 Uhr, war ich wieder zu Hause. Ich habe den König nie gesehen, weder vor, noch während, noch nach der Vorstellung, er hat mein Künstlerleben getreuzt wie ein unsichtbarer Schatten." (1867)



Walter Raleigh im Coburg empfängt den Besuch seiner Familie. Originalzeichnung nach dem Gemälde von Professor Eidenfahm.

Der Tower in London.

(Mit Illustration.)

Am Nordufer der Themse erhebt sich auf einer mächtigen Anhöhe, von welcher man bequem Stadt und Strom beherrschen kann, nach den drei Stadtheiten von einem breiten Wallgraben umgeben, in unregelmäßigem Fünfeck ein bunt zusammengewürfeltes Haufen von Thürmen, Mauern und Wächern — the Tower of London. In der Mitte dieses Fünfecks ragt, von vier Thürmen flankirt, ein schwerer quadratischer Bau empor, der berühmte weiße Thurm, welchen Wilhelm der Eroberer im Jahr 1078 als starkes „Keep“ an der Stadt der trohigen Angelsachsen auf den alten Mauernresten errichtete, die der Sage nach der römische Imperator Julius Caesar gebaut haben soll.

Von den Zinnen des weißen Thurmes hat man einen klaren Ueberblick über den kolossalen Miesbau des alten normannischen Königsschlosses, welches, der angenehmen Fierde grünenden Wäldes und Erbes entzweit, gespenstlich grau hart an der Ostmauer der City aufliegt. In weitem Bogen umschließt eine innere Mauer, von zwölf alterthümlichen Thürmen getränkt, den inneren Schloßraum. Hinter der Mauer umfließt ein Ringwall, an dessen Stelle sich früher zahlreiche Backsteingebäude, von 1327—1810 den Zwecken der königlichen Wäuze dienend, befanden, im Norden, Osten und Westen den großen Platz. Weiterhin an seiner äußersten Seite zeigt sich hart am Rande des Wallgrabens die äußere Umfassungsmauer, deren Südseite fünf Thürme schmückt. Den inneren Burgraum füllen eine Anzahl Gebäude aus, welche ohne jede Ordnung und gänzlich hilflos über den weiten Platz verstreut sind, eine kleine gothische Kirche, eine neue Kaserne, ein neues Zeughaus, Dienstwohnungen für Militärs und Beamte.

Der Tower ist ein Denkmal der englischen Geschichte; an seinen Thürmen und seinen Bastionen, an seinen Kerkermauern, seinem Schaffot und seinem Kirchhofe ist die Geschichte Englands mit blutigen Lettern verzeichnet. Wo gäbe es auf dem großen weiten Erdenrund wohl einen zweiten Ort, wo in der Gemelnschaft eines furchtbaren Todes so viele Träger geschichtlicher Namen vereinigt sind wie auf dem kleinen, stillen Friedhofe des Tower! Wie viele Könige und Königinnen ruhen dort im letzten Erdenbett, wie viele Herzöge, Grafen und Barone, wie viele hochberühmte Männer, welche mit entscheidender Hand in die Geschichte ihres Vaterlandes eingriffen, Staatsmänner, Gelehrte, Patrioten und Märtyrer, Männer, welche Führer großer Heere, Häupter mächtiger Parteien, Oratel im Rathe des Königs und Rieden des Hofes waren! Wir nennen hier nur Bischof John Fisher von Rochester († 1535), Sir Thomas More († 1535), Königin Anna Boleyn († 1536), Ed. Cromwell († 1536), Gräfin Margarethe Saltsburn († 1541), Königin Katharina Howard († 1542), Lady Jane Grey († 1554). Weber Westminster, „Englands großes Grab“, noch St. Denis, noch die Kapuzinergruft in Wien vermag einen Vergleich auszuhalten mit dem Tower.

Sämmtliche Unglückliche, welche im Tower elend ihr Leben auszuhalten mußten, wurden enthauptet; nur ein einziger, Sir Ralph Wane († 1522), endete am Galgen.

An dem jogen Verrätherthore, einem eisernen düsteren Thore in dem schweren Steinwall auf der Südseite an der Themse, hielt in der Nacht ganz geräuschlos das königliche Boot; nur wenige Menschen sahen darin, der eine trug ein Beil, der zweite Fesseln. Wer dieses Thor hinter sich hatte, der konnte getrost seine Rechnung mit dem Leben abschließen, unwiderstehlich war er dem Tode verfallen. Dem Dante über die Höllempforte, so hätte man über das Verrätherthor die Worte schreiben können: „Lasciate ogni speranza (Lasset alle Hoffnung hinter euch)!“

Der erste Gefangene im Tower war der Bischof Ralph Glanbard von Durbam, der Sechlingsminister von Wilhelm Rufus. Verengünstigt ist veränderlich, wie das Wetter; die Erfahrung sollte auch der Prälat machen. Heinrich I. schickte ihn im Jahre 1101 in den Tower. Der Kidenfürst kam auf Bluth. In einer dunklen Februarnacht ließ er eine große Anzahl weite Einträge kommen. In einem Krüge war ein langes Seil verborgen. Nachdem seine Wächter in Folge des religiös genossenen Weines in tiefen Schlaf gesunken, befestigte er das Seil am Fesseltreuz in dem Zimmer über der Halle, welches nach der Themse hinauslag, nahm all seine bischöflichen Insignien mit sich und ließ sich an dem Seile hinab, Leider war das Seil zu kurz, doch treue Diener erwarteten ihren Herrn an der Ringmauer und fingen ihn glücklich auf. Der Bischof floh nach Frankreich.

Zweihundert Jahre später wollte Griffin, Prinz von Wales, welcher in dem nämlichen Zimmer gefangen saß, das Beispiel des Prälaten nachahmen, allein der Prinz war zu schwer, das Seil riß, und am nächsten Morgen fand man den unglücklichen Fürsten leblos in seinem Blute am Fuße des Thurmes liegen. Seinem unwilligen Sohne gelang die Flucht; wie ein Löwe kämpfte er in den Bergen seiner Heimat für sein Vaterland, mußte sich aber endlich dem Könige Edward I. ergeben, welcher das blutige Haupt des „Rebellen“ an den Hallenturm hängen ließ.

Das erste Weib, welches der Freiheit beraubt unheimlichen Aufenthalt im Tower nehmen mußte, war Lady Maud Fitzroy, gewöhnlich „die schöne Maud“ genannt. Der grausame und gewaltthätige

Johann ohne Land sperrte sie in das Zimmer über der Uhr im nordöstlich gelegenen Zwiebelthurm ein und verfolgte sie unaußgesetzt mit seinen ebrecherischen Anträgen. Allein weder Verpfändungen noch Drohungen, noch Hunger und Kälte vermochten die Tugend der Lady zu überwinden, sie starb durch Gift, welches ihr elender Besizer in einem Ei ihr reichte.

Richard II., „das unbefähigte, eigenwillige Kind auf dem Throne Englands“, errichtete jenseits des Wallgrabens auf Tower Hill sein Schaffot, auf welchem in des unseligen Krieges des fünfzehnten Jahrhunderts wenigstens einer aus fast jeder der großen Landesfamilien sein Haupt auf der Henkerblock legen mußte. Sir Simon Burton, sein Minister, machte den Anfang im Jahre 1388.

Hundert Jahre ungefähr später ließ der „böse Oheim“ ohne Scheu vor der Heiligkeit des Ortes in der Königsapelle im Zwiebelthurm Heinrich VI. erdolchen, seinen eigenen Bruder Clarence im Beuschützenthurm in einem Faße Malvasier ertränken und seine Weiber, die Prinzen Edward und Richard, in den Blutthurm werfen. Der Commandant des Tower, Sir James Tyrell, erhielt den Befehl, die beiden künftigen Prinzen in's Jenseits zu befördern. Er schickte deshalb zwei rothe und gefühllose Schurken, das Dighton und Forell, doch dieselben die Thatthat ausführen. Sanft schlummernd lagen die unschuldigen Knaben auf ihrem Lager, indem sie mit ihren weisen Vornamen einander umschlangen hielten; am Fußende des Bettes sah man ein offenes Weibebuch. Wen hätte dieses schöne, liebliche Bild der Unschuld nicht auf das Tiefste ergriffen! Die Mordgefallen füllten aber wirklich eine Art Rührung, aber sie schüttelten jede edle Regung gewaltfam, ab, und schon nach wenigen Minuten war die blutige That vollbracht.

Heinrich VIII., der Sultan auf dem englischen Königsthrone, schickte zahlreiche Menschen in den Kerker und auf das Blutgerüst. Das große Saletzimmer im Beauchampthurm weist an den vier Wänden noch heute zahllose Inschriften auf, welche Zeugniß ablegen von den furchtbaren Schandthaten, deren Opfer so viele der edelsten und besten Männer Englands werden sollten. Die Namen, die dort verzeichnet stehen, besunden zur Wenige, welche Stück Geschichte in diesen Räumen sich abspielte.

Es war im Jahre 1533 an einem herrlichen Maitage, als Ann Boleyn im glänzenden Festzuge im festlich geschmückten Königsboot von fünfzig Boolen umringt, von Greenwich die Themse hinabfuhr. Das Boot hielt an der Königstreppe, und unter dem Geläute aller Glöden der City und dem Donner der Kanonen führte König Heinrich die glückseligste, liebreizende Anna die Königstreppe hinauf in die Prunkgemächer des Tower als seine und Englands Königin. Im Jahre 1536 verlorfen. Künftigen Ankümpes wandte sich der König am 1. Mai 1536 auf dem Turnier in Greenwich von seiner Gemahlin ab. Wiederum fährt Königin Anna die Themse hinab, doch das Königsboot hält heute nicht an der Königstreppe, sondern am Verrätherthor. Bleich und zitternd steigt Anna in den weißen Thurm hinauf, welchen sie erst verläßt, um in Tower Hill ihr schönes Haupt auf den Henkerblock zu legen.

Nicht viel später bestieg das nämliche Schaffot Heinrichs fünfte Gemahlin, die lauterhafte Katharina Howard. Bevor die Königin ihre Naden zum Todesstreiche darbot, sprach sie voll feierlichen Ernstes: „So wahr ich selig zu werden hoffe, ich bin unschuldig an jener schändlichen That, um derenwillen ich hier sterben muß!“

An derselben Stelle endete die Gräfin Margarethe Saltsburn mit Gewalt mußte man die hochbetagte Oelbfrau auf das Blutgerüst schleppen. Sie sollte ihr greises Haupt auf den Henkerblock legen. „So thut Verräther“, entgegnete sie stolz, „und eine Verrätherin bin ich nicht.“ Der Henker will sie beruhigen, indem er sagt: „Madame, das ist nun einmal so Mode.“ Doch die Gräfin antwortete: „Wenn Du meinen Kopf haben willst, dann hole ihn Dir selbst.“ In furchtbarer Todesangst läuft sie auf das Schaffot herum, während ihre graue Haare im Winde flattern. Der Henker eilt ihr nach mit erhabenem Weile, und wie ein wildes Thier wird sie erschlagen, die neunzigjährige Patrone, die Letzte aus dem königlichen Stamme der Plantagenets, im Jahre 1541.

Elf Jahre nachher endete auf dem Schaffot von Tower Hill ebenfalls eine Königin, die unschuldige Jane Grey, welche die Schuld ihrer herrschsüchtigen Schwiegermutter und die Treulosigkeit ihrer Mütter mit ihrem jungen Leben bühen mußte. Das Schicksal dieser unglücklichen Fürstin erweckt tiefes Mitleid. Als Verwandt und Pembroke ihr als Königin ludigten, fiel sie in Ohnmacht. Nur neun kurze Tage dauerte das Glück oder vielmehr der Glanz des lieblichen Fürstentums. Wie könnte man hier von Glück reden? Mit Fanf und Siret endete der erste Tag des Königthums, und dann ließ eine Hiobspost nach der anderen ein. Prinzessin Maria wurde in Waveney zur Königin ausgerufen, und in der nächsten Woche standen ihre Kriegsknechte vor den Thoren des Tower und forderten donernd Einlaß. Am 19. Februar 1554 hauchte Jane Grey auf dem Blutgerüste ihr Leben aus.

Am Palmsonntage 1554 bezog Elisabeth als Gefangene den Tower. Wie achtzehn Jahre früher ihre Mutter, so betheuerte auch sie beim Eintritt in den Kerker ihre Unschuld und rief fierlichst den allmächtigen Gott zum Zeugen und Rächer an, Anna Boleyn auf den Knien liegend und laut schuldig, Elisabeth aufrechtstehend und mit herausforderndem Blick. Im November 1558 verließ sie in festlichem Zuge den Tower und bezog den englischen Königsthron. Wie viele Menschen „Englands jungfräuliche Königin“, wie sich Elisabeth in schaulofter Pracht zu nennen beliebte, in den Kerker und auf das Blutgerüst schickte, ist zur Genüge bekannt. Auch ihr Liebhaber und Winkler Robert Devereux, Graf von Essex, welcher dem nordwestlichen Thurm den Namen verliehen, starb auf Tower Hill durch Henkers Haub.

Von den späteren Opfern machen wir Sie Walther Raleigh († 1618), Lord Bacon († 1621) und Erzbischof Laud († 1642) namhaft.

Interessant ist die Geschichte der Flucht des Lord Rithisdale aus dem Tower. Nach dem Tode der Königin Maria (1714) bestieg Kurfürst Georg I. von Hannover den britischen Thron. Die Tories mußten den Whigs weichen, und die Minister Stanhope und Walpole sahen sich gezwungen, auf Drängen des Volkes ihre Vorgänger wegen Ausschusses des Utrechter Friedens zur Rechenschaft zu ziehen. Da eroberte sich in Schottland der Graf Mar an der Spitze von etwa 15 000 Jakobiten, und der Präbent ließ sich im December 1715 als König von Schottland ausrufen. Allein das Schicksal entschied wider ihn, seine Erre wurden geschlagen und die Häupter des Aufstandes verhaftet. Unter diesen befand sich auch der Lord Rithisdale. Das über ihn gefällte Urtheil lautete: „Der Rebell soll geköpft, lebendig abgeschlitten, ihm die Eingeweide ausgenommen, diese vor seinen Augen verbrannt, und er dann geköpft und gerädert werden.“ Lady Rithisdale wandte alles Mögliche an, ihren Gemahl zu retten, aber vergebens. Endlich beschloß die heldenmüthige Frau, ihren Mann mit Gefahr ihres Lebens selbst zu befreien. Zu einem Briefe an ihre Schwester schreibt sie darüber folgendermaßen:

„Ich eilte zum Tower, wo ich eine frohe, zufriedene Wiene annahm und allen Nachposten, welchen ich begegnete, lächelnd erzählte, daß ich dem Gefangenen gute Nachrichten bringe. Den Soldaten schenkte ich etwas Geld, indem ich sie erjuchte, auf das Wohl seiner Majestät und der Lords zu trinken, aber nur eine Kleinigkeit. Denn ich dachte, durch zu große Freigebigkeit würde ich nur ihr Mißtrauen erge machen, während ich sie durch ein geringes Geschenk nur gewinnen konnte. Am nächsten Morgen ging ich nicht in den Tower, da ich vielerlei zu besorgen hatte. Als es Abend wurde, ließ ich Frau Mills, bei welcher ich wohnte, zu mir kommen und theilte ihr mit, daß ich noch in dieser Nacht, der Leyten vor der Hinrichtung, die Rettung meines Mannes zu versuchen entschlossen sei, da ich auf eine Begnadigung durchaus nicht zu hoffen habe. Ich fügte hinzu, alle Vorbereitungen wären getroffen, und ich hätte das Vertrauen, sie würde mich begleiten, damit meine Warte ihre Kleider anziehen und für sie ausgegeben werden könne. Zusehends schickte ich zu Frau Hilton und machte auch diese mit meinem Plane bekannt. Sie war sehr groß und schlank, und deshalb ersuchte ich sie, unter ihrem Anzug ein Gewand für Frau Mills zu verbergen. Letztere befand sich damals in anderen Umständen, so daß sie nicht bloß so groß, sondern auch so stark wie mein Mann aussah. Als wir im Wagen saßen, sprach ich ohne Unterbrechung, damit die Frauen keine Zeit hätten, über meinen Plan nachzudenken. In ihrer Lebensrettung und ihrem Erstaunen hatten sie ihrer Hilfe zugesagt, ohne die Folgen in's Auge zu fassen. Im Tower angekommen, führte ich zuerst Frau Hilton hinein, da mir nur erlaubt war, eine Begleiterin mitzubringen. Als sie die Kleider für Frau Mills abgelegt hatte, begleitete ich sie bis an die Treppe und daß sie, mit der Wagt zum Aufsteigen zu schiden, da ich befürchte, es möchte sonst zu spät werden, das letzte Wandergesuch in dieser Nacht eingureichen. Auf der Treppe begegnete ich Frau Mills, welche die Vorrichtung gebrauchte, ihr Taschentuch vor das Gesicht zu halten, was bei einer Frau nicht auffallen konnte, welche ihrem Freunde am Vorabend der Hinrichtung das letzte Lebenswort sagte. Ich hatte sie darum gebeten, damit mein Gemahl ebenso hinausgehen könne. Ihre Augenbrauen spielten etwas in's Röhliche, und die meines Mannes waren dunkel und sehr stark, aber ich hatte ein Gemisch von der Farbe der ihrigen bereitet, damit er sich dadurch zu verstellen vermöge. Ich kaufte ferner einen künstlichen Kopsputz von einem ähnlich gefärbten Haar, wie das ihre war, und malte sein Gesicht weiß und seine Wangen roth, um seinen Bart zu verdecken, welchen er abzuraziren nicht Zeit gehabt hatte. Die armen Wachen ließen mich mit meiner Begleiterin ruhig gehen, sie waren überzeugt, daß die Gefangenen begnadigt werden sollten. Ich nahm Frau Mills bei der Hand und führte sie zum Zimmer meines Watten, und als ich durch das nächste Zimmer ging, in welchem sich verschiedene Leute befanden, sagte ich mit der größten Bekümmerniß: „Meine liebe Frau Katharine, gehen Sie schnell und schicken Sie mir meine Aufwärterin. Sie denkt gewiß nicht daran, wie spät es ist, und vergißt, daß ich noch heute Nacht eine Bittschrift einreichen muß. Lassen Sie diese Gelegenheit vorübergehen, so

bin ich verloren, denn morgen ist es zu spät. Treiben Sie die Person so viel als möglich an, ich stehe wie auf heißen Kohlen, bis sie kommt.“ Die Leute im Zimmer, größtentheils Frauen und Töchter der Wachen, schienen mich auferwendlich zu bemerken, und ein Soldat flüster mir höflich die Thür. Als ich sie fortgeschickt hatte, lehrte ich zu meinem Manne zurück und vollendete seine Vermummung.

Ich hatte dafür geforgt, daß Frau Mills nicht weinend, wie sie gekommen war, fortgehe, damit mein Gemahl leichter für die Dame gelte, welche bekümmert und in Thränen gekommen sei, und zwar um so eher, weil er denselben Anzug hatte, den sie getragen. Als ich meinen Watten mit allen meinen Unterwürden bis auf einen ausgeschickt hatte, bemerkte ich, daß es anfang dunkel zu werden, und befürchtete, daß das Licht der Kerzen und verwalte. Ich beschloß aufzubrechen und ging fort, indem ich ihn an der Hand führte, und er hielt sein Tuch vor die Augen. Ich sprach mit ihm im betäubtesten und schlüßigsten Tone, indem ich Evans' Nachlässigkeit, die mich zu Grunde gerichtet habe, bitter beflagte. Darauf sagte ich: „Meine theure Frau Betty, um Gottes willen laufen Sie rasch und bringen Sie möglichst mir sie mit! Sie können meine Wohnung, und wenn Sie jemals in Ihrem Leben geliebt haben, so thun Sie es jetzt; diese Verzögerung bringt mich beinahe um.“

Die Wachen öffneten die Thüren, und ich ging mit ihm die Treppen hinunter, ohne Unterlaß ihn beschwörend, so schnell als möglich zu eilen. Als er aus der Thür war, ließ ich ihn vor mir hergehen, was Furcht, die Schilwache möchte seinen Gang bemerken, und fuhr fort ihn zur Eile zu mahnen. Unten an der Treppe begegnete ich meiner lieben Evans, deren Händen ich ihn anvertraute. Sie hatte Weisere gegenwart genug, meinen Gemahl zu einigen ihrer Freunde, auf welche sie sich verlassen durfte, zu führen und ihn so in Sicherheit zu bringen.

Inzwischen mußte ich, da ich mich gestirbt hatte als schide ich die junge Dame mit einer Vorhaft ab, die Treppen wieder hinaufgehen und mit derselben verstellten Menschlichkeit, als ob es zu spät werde, in das Zimmer meines Mannes zurückkehren, so daß Jedermann mit meinem Kummer aufrichtiges Mitleid zu haben schien. Als ich im Zimmer war, sprach ich, als ob mein Watte wirklich anwesend wäre, und antwortete auf meine Fragen mit der Stimme meines Gemahls, welche ich so gut als möglich nachzuahmen versuchte. Ich ging auf und ab, als ob wir uns unterhielten, bis ich glaubte, daß sie Zeit genug gehabt hätten, aus dem Bereiche der Wachen zu kommen. Dann hielt ich es für angezeigt, es ebenso zu machen. Ich öffnete die Thür und blieb in derselben stehen, damit die Personen im Vorzimmer hörten, was ich sagte, hielt die Thür aber so zu, daß sie nicht in das Gemach hineinsehen konnten. Ich sagte meinem Manne für diese Nacht ein förmliches Lebenswort und fügte hinzu, es müsse etwas ganz Ungewöhnliches passirt sein, da Evans so nachlässig sei. We ich die Thüre schloß, schob ich den Riemen der Kante hindurch, so daß bloß von innen geöffnet werden konnte. Mit ziemlicher Kraftanstrengung warf ich dem die Thür zu, um mich zu überzeugen, daß sie zu verschlossen sei. Mein Diener, welcher von der ganzen Sache nichts wußte, rief ich im Vorbeigehen zu, er brauche seinem Herrn die Kerzen nicht früher zu bringen, bis dieser selbst dieselben verlange, da er vorher noch etwas beten wolle. Ich stieg die Treppen hinunter und rief eine der Kutschen herbei, welche auf dem Plage standen, und fuhr nach meiner Wohnung.

Als der König die Nachricht empfing, gerieth er in große Wuth und rief, er sei von Verräthern umgeben, denn ohne Mitschuldige sei die Flucht nicht möglich gewesen. Sofort schickte er zwei Boten in den Tower mit dem Befehle, für die Bewachung der übrigen Gefangenen besser Sorge zu tragen.

Frau Mills führte nach einigen Tagen meinen Watten in das Haus des venetianischen Gesandten. Wie theilten der Exzellenz die Sache nicht mit, sondern ein Diener verdeckte meinen Mann in seinem eigenen Zimmer, bis die sechsjährige Kutsche des Gesandten dem Bruder desselben an die Kühe entgegenfuhr. Mein Gemahl zog eine Livree an und kam mit der Dienerschaft, ohne den geringsten Argwohn zu erregen, nach Dover, wo Herr Mitchell, der Diener des Gesandten, ein kleines Schiff mietete und sofort nach Calais ablegte.

Lord Rithisdale ging mit seiner Frau nach Rom, wo er im Jahre 1744 starb.

Der achtzigjährige Lord Lovat beschloß 1747 den Todesreigen im Tower. Als Führer eines Hochlandbataillon hatte er mit der Fähigkeit eines Schotten die Fahne des Prinzen „Charlie“ erhoben und mußte, von den hannoverschen Heeren Georgs II. ergriffen, die Rebellen auf dem Blutgerüst führen. „Dulco atque decorum est pro patria mori“ („Schön und süß ist der Tod für das Vaterland“), mit diesen Worten ging der Kreis in den Tod.

Heute hat der Tower seine historische Bedeutung verloren und ist zu einem Zeughaufe des englischen Kriegsministeriums und zu einer Waffenhalle umgewandelt. Höchstens erinnern die Towerwächter in ihrer mittelalterlichen Tracht an die längst entschwundenen ebenso blutigen wie glanzvollen Tage.

Vor zwanzig Jahren.

Zur Erinnerung an die Schlacht bei Lissa.

Von Heinrich von Littrow.

(Schluß.)

Dem unvorsichtigsten Italien war kein Opfer so groß, um sich, was Materiale anbelangt, eine schlaggebende Flotte zu verschaffen; theils baute es seine Schiffe selbst, theils kaufte es solche in Frankreich und England. Unter solchen Umständen erfüllte der maritime Fortschritt des Auslandes und besonders Italiens, unseres Mitbewerbers des Adriatischen Meeres, die Offiziere der Seemacht Oesterreichs mit Schmerz und Mißmuth und es bedurfte wohl der Vertrauen einredenden Führung eines Tegethoffs, um die Trauersäße von den Gemüthern wegzublasen und die Gluth, die noch unter dieser Asche lebte, zur beglücktesten Flamme anzufachen.

Das Arsenal in Pola hatte Wunder gewirkt und in kürzester Zeit bei Rosana eine Flotte zusammengestellt, die, obwohl weit geringer an Zahl und Stärke der Schiffe als jene Italiens, ihrem Führer genügend schien, um im Vertrauen auf die gut exercirte Besatzung die Devise auf seine Commandoflagge zu schreiben: *Andaom fortuna juvat*.

Einstweilen hatte der Krieg gegen Italien begonnen. Erzherzog Albrecht drang siegreich vor und die vom General Molinari eincreirte Flottilla auf dem Gardasee, die jetzt aus sechs kleinen Kanonenbooten und zwei Raddampfern bestand, hatte gegen Ende Juni 1866 unter dem Flottillencommandanten Corvettenkapitän Monfroni das gute Beispiel gegeben, den Feind in Schach gehalten und am 20. Juli einen feindlichen Dampfer bei Margonano am Lago di Garda mit Probouor genommen. In Lissa waren die Forts bereits am 17. Juli in den möglichst besten Stand gesetzt. Italienische Kriegsschiffe, theils unter englischer und französischer Flagge, was immerhin eine Verletzung des internationalen Seerechts ist, umkreisten die Insel, um die Befestigungen derselben zu reconnoquiren. Commandant der Insel und Festung war Oberst Krez, ihm beigegeben war der Generaldirector von Spalato Major Pöhl mit dem Oberleutenant Pöhl vom Geniesabre.

Am 18. früh telegraphirte der Insel-Comandar (optische Telegraph) 10 Panzerfregatten, 8 Holzfregatten, 1 gepanzertes Kanonenboot und mehrere Aviso-Dampfer. Um 11 Uhr felen die ersten Schiffe gegen die Festung von Comisa im Westen der Insel, kurz darauf wurde Herr Georg von den feindlichen Schiffen angegriffen. Nachmittags gegen 5 Uhr wollte der Feind mit vier Panzerfregatten den Hafen forciren, wurde zwar durch die Landbatterien zum Rückzuge gezwungen, concentrirte aber gegen 6 Uhr Abends, verstärkt durch die anderen Panzerfregatten, sein mörderisches Feuer auf den besetzten Thurm Wellington, der durch seine günstige 600 Fuß hohe Lage und unterstützt durch die Batterien Pupuzina, Ventila und Ramula, tapfer Stand hielt, so daß sich alle Schiffe gegen 8 Uhr Abends zurückzogen und sich beifällig auf einer Distanz von acht Seemeilen außer Lissa sammelten.

Das zur Besatzung zählende 2. Bataillon des Marine-Infanterie-Regiments bildete die stiegenden Colonnen, die in der zyklopedischen Buchten der Insel Landungsvorwände zurückzulegen sollten, und von der Bevölkerung auch thätigst unterstützt wurden.

Die sämtlichen Forts hatten zwar bedeutend gelitten, der Dampfer Egitto war wie gesagt angesichts des Feindes rechtzeitig von seinem Commandanten, Linienschiffleutnant Stratti, versenkt und so gerettet worden, seine Mannschaft wurde auf die Batterien vertheilt, wo es während der Nacht viel Arbeit gab, um sie wieder kampffähig herzustellen.

Um folgenden Tage erneuerte der mittelmäßig verstärkte Feind das Bombardement der besetzten Punkte. Vier italienische Panzerschiffe: Formidabile, Principe di Carignano, Verona und Castel Fidarco, deangen in den Hafen, nahmen Aufstellung vor der Batterie Madonna, die bald nur mehr sieben Geschütze zur Verfügung hatte, diese aber so trefflich handhabte, daß einer der Fregatten die Kette abgeschossen wurde, mit der der Anker am Kran befestigt war, das Schiff so ohne zu wanken vor Anker ging und dadurch zur verhängnißvollen Zielscheibe für die vortrefflichen Schützen der Batterie Madonna wurde. Ohne erheblichen Schaden anrichten, mußten die vier großen Schiffe vor einbrechender Dämmerung am 19. Juli Abends den Hafen wieder verlassen.

Die Verluste an Todten und Verwundeten waren verhältnißmäßig nicht bedeutend, wir zählten trotz der Laufende von Projectilen (bei 40 000), die der Feind auf Lissa geworfen, worunter auch solche zu 300 Pfd., nur 24 Todte, 2 schwer verwundete Offiziere und 70 mehr oder minder schwer Verletzte der Mannschaft. Aber die Beschädigungen der Werke waren bedeutend, jedenfalls so, daß während der Nacht der Wechsel der geschossenen Lafeten und der zerstörten Erd- und Mauerwerke nicht hergestellt werden konnte, um einem erneuten Angriffe zu widerstehen. Außerdem war das Pulvermagazin der Batterie „Schmid“ in die Luft geschoßen und die rechte Flanke zerstört. Man arbeitete trotz der Ermüdung der Mannschaft während der ganzen Nacht, aber an der Nordseite der Insel alarmirte der Feind unsere Truppen mit Singeln oder wirklich beschädigten Landungsversuchen, die zwar abgeschloßen, wodurch aber keine von den Werken abgezogen wurden.

Gegen Morgen des 20. Juli führten Regen-Böen, von Donner

und Blitz begleitet über die Insel weg, die See brandete heftig und eine dicke Nebelhülle hatte sich über die Höhen Lissas gelagert, so daß jede Fernsicht verhindert war. Da langte die Meldung an, daß der Feind eine große Landung in den Buchten Chiave und Orado, wo man gegen Wind und Seegang geschützt war, vorbereite.

Hinter den Höhen des Forts Wellington sammelten sich Morgens unsere Truppen, um die Landung des Feindes zu verhindern. Da zertheilten sich plötzlich die Wolken, Sonnenstrahlen gossen für einige Minuten ihre Lichtkegel gegen Nordwesten, ein taufelstimmiges „Hurrah“, das sich wie ein Echo über die bedrängte Lagertortpflanzte, begrüßte die österreichische Flotte, die mit voller Kraft im Schmutz aller Flaggen in Sicht war und gegen Lissa dampfte. Tegethoff war zum Entsatze noch rechtzeitig eingetroffen. Die italienische Flotte war überrascht; Signale flatterten auf allen Masten, die Schiffe suchten sich in die Schlachtlinie zu formiren, Aufstellung zu nehmen. Ein Aviso-Dampfer eilte nach Comisa, wo man für denselben Tag eine Beschießung und eine Landung beabsichtigt hatte, um auch diese Schiffe abtheilung herbei zu holen. Lissa war gerettet und sollte heute wenigstens feiern, der Tag gehörte unserer kühnen Flotte, die im Glanze der Morgensonne dem Feinde gegenüber stand. Immer klarer und sonniger wurde die Luft, immer glatter die vorher bewegte See. Um 1/2 12 Uhr Vormittag gab das österreichische Admiralschiff das Signal „Mein Schiff zum Wecht“, stellte sich selbst an die Spitze der anbeorderten Flottenformation, hobte das italienische Flaggenschiff *Rö d'Italia* der Admiral Personò, der es kurz vor der Schlacht verlassen und sich auf das Widerbatterien „Alfondatore“ begeben hatte, in den Grund. Nur wenigen Minuten war die Schlachtlinie der Italiener zerprengt und jeder suchte sich einen Feind in dem sündäckerlichen Durcheinander, das entstanden. Das österreichische Flaggenschiff selbst gerieth, nachdem es der *Rö d'Italia* in den Grund gehohet hatte, in Gefahr, von italienischen Panzerschiffen geentert zu werden, wenn ein gelungenes Manöver durch das Panzerschiff „Eugen“ (Commandant Alfred Barry) es nicht verhindert hätte.

Soweit es der dicke Pulverrauch der 1790 schweren Geschütze, die sich am Gefechte betheiligten, gestattete, sah man die Vortheile, die unsere Flotte über die feindliche erlangt; unzählige kleine Zerwürfe, von denen beinahe jeder Mann eines der sich hatte, waren auf dem Kampfplatze gerichtet; ein reisender Optiker hatte noch vor einigen Wochen in diesem Artikel ein gutes Geschäft gemacht, und so schwach die Instrumente zu 60 Kreuzer das Stück auch waren, sie genühten doch, um einige der größeren Schiffe theils an den Masten, theils an den Dimensionen zu erkennen, besonders aber das Linienschiff „Kaiser“, das doch über alle herausragte. Beinahe erschütterten Jubelschreie die Luft, wenn man ein gelungenes Manöver oder Verwehen des Pulverrauchs erspähte, tausendstimmig brüllten die Begeisterter von allen Höhen der Insel, alle herbei strömten sich. Das Linienschiff „Kaiser“ kamte endlich in der verzweifelten Lage, in der es sich befand, den *Rö di Portorosso* verlor trotz des gelungenen Manövers seines Vupriet und der Vordermast stürzte durch den heftigen Stoß rücklings auf den Nachschiff.

Der Maschinenrauch ohne Schloß verursachte sofort auf *Deo* eine dicke Rauchwolke, so daß es ausfah, als wäre das Schiff in Brand. Um das Deo zu klären und einen wirklichen Brand an Bord zu verhindern, mußte sich das Linienschiff kämpfend und noch immer von feindlichen Schiffen verfolgt aus der Schlachtlinie zurückziehen und langsam gegen Lissa.

Gegen Morgen des folgenden Tages liefen alle anderen Schiffe der Escadre ein, nachdem noch die Explosion der Pulverlampe an Bord des in Brand geschloßenen *Palatro* donnerndlich die Luft erschütterte hatte. Feuerschreie erklangen von allen Schiffen und von der Landbatterie, als die siegreiche Flotte sich ihrem Ankerplatze näherte.

Am 21. Juli, dem Tage nach der Schlacht wurden die Todten begraben. Es war eine böse Sordine, die der Jubelthymne der Luft und Freude aufgesetzt wurde, aber das Bild, das in so hellen und blendenden Lichtern strahlte, mußte auch seine tiefen dunklen Schatten haben.

Es war ein ziemlich langer Zug, der sich vom Porto Ingles, wo die Todten gelandet wurden, bis zur Kirche von San Oiro'amo bewegte, wo sie bis zur Beerdigung aufgestellt blieben.

Vom Hafen aus setzte sich der Leidenzug gegen den Friedhof in Bewegung; es war ein langer trauriger Zug und die Vorbühnen spielten den schönen Trauermarsch von Beethoven. Die ganze Bevölkerung Lissas war gegen den Friedhof geströmt, wo bis zur Stunde der Aufstellung die Weichen in ihren Hängenatten in der Vorhalle der Kirche nebeneinander gereiht standen, dann auch zu zweien je nach der Höhe der Ästen, die man in Ermangelung von Särgen eilig geschnitten hatte, zusammengelegt, den großen Massenräubern am Friedhofe übergeben wurden. Die todtten Commandanten Erik Mint und Baron Wolf der Offizier Robert Proch, Sohn des berühmten Componisten, in ein

fachen Särgen voran, sehte sich der Zug in Bewegung: von den Schiffen donnerten die Tobensalven, die Flaggen waren niedergeholt auf halben Mast und die untergehende Sonne lüfte noch, bevor sie hinter den Bergen verschwand, die Gräber der Braven, die in Erfüllung ihrer Pflicht für ihren Kaiser und ihre Flagge den Ehrentod gefunden hatten. Sein Auge blieb trocken, vom Admiral angefangen, und obwohl man unter den Lobten nur fünf aus Lissa zählte, war die maritime Bevölkerung der Insel doch vollständig vertreten, um den Gefallenen das letzte Geleit zu geben.

Der christliche Sinn, der den Matrosen charakterisiert, trat auch bei den Lobten zu Tage. Aber auch die grüßlich verstümmelten Leichen wurden, wo es möglich war, so in ihre Hängematten gelegt und so geschickt mit Lorbeerzweigen und Blumen bedeckt, daß ihr Anblick weniger grauenregend war. Den schönen Offizier Proch, den eine Musketen-

kugel des „Re di Portogallo“ mitten durch die Stirne getroffen hatte, als er freiwillig den Mastkorb des Linien Schiffes bestieg, um über den dichten Pulverdampf hinaus die Bewegung der feindlichen Schiffe zu übersehen und das drohende Herannahen des „Re di Portogallo“ noch gemeldet hatte: diesen schönen hoffnungsvollen jungen Mann legten seine Matrosen so, daß ein Arm die Schußwunde auf der Stirne deckte und er scheinbar schlafend mit lächelndem Munde, bloß aber noch immer schön, in seiner Hängematte lag; sogar den Commandanten Baron Ross, dem eine feindliche Kugel den Kopf von den Schultern gerissen hatte, wußten seine Matrosen so zu drapieren, daß die Art des fürchterlichen Todes, das ihn betroffen hatte, unbekannt blieb.

Ein kolossaler Marmorblock bezeichnet heute die Gräber der Opfer der Seeschlacht bei Lissa, auf seinen Sockel sind die Namen der Gefallenen graviert.

Die Errichtung des Anastasius Grün-Denkmal's in Laibach.

(Mit Illustration.)

Zu den Anfechtungen des Deutschthums in Oesterreich hat sich eine neue gesellt. In Laibach, dem Geburtsort des Dichters Anastasius Grün (Alexander Graf von Auersperg), sollte denselben ein Denkmal errichtet werden und auf den 3. Juni war die feierliche Enthüllung desselben bestimmt worden. Der Anstoß zur Denkmalerrichtung war von dem deutschen Turnverein in Laibach ausgegangen und es hatte derselbe auch folgerichtig Turnvereine anderer österreichischer Orte zur Theilnahme an der Enthüllungsfeier eingeladen. Es war festgelegt worden, daß nur der Laibacher Turnverein in corpore anwesend, die anderen Turnvereine nur durch Deputationen vertreten sein sollten.

Nun ist alles Deutschthum in Krain den Slovenen ein Dorn im Auge, und so benutzten sie auch die Denkmalerrichtung für einen so hervorragenden Vertreter des Deutschthums wie Anastasius Grün zum willkommenen Anlaß, ihre Feindseligkeit zu bekunden. Auch vor der Eröffnungsfeier veranstaltete der Laibacher Gemeinderath, aus dem alle deutschen Mitglieder längst ausgetreten sind, eine Sitzung, in welcher er sich heftig gegen die angebliche politische Demonstration, die in der Denkmalerrichtung liege, besonders aber gegen den „sehr unbeliebten“ Turnverein aussprach. Als ab jemals etwas natürlicher gewesen wäre, als daß man einem so berühmten Dichter, wie Anastasius Grün, der ganz Oesterreich zur ewigen Ehre gereicht, auch in seiner Geburtsstadt ein ähneres Zeichen der Erinnerung setzt! Die Politik hat mit dieser Thatsache an sich absolut nichts zu thun. Es hat auch bis kurz vor der Enthüllungsfeier Niemand der Thatsache eine politisch demonstrative Bedeutung beigelegt. Seit zwei Jahren war in den Laibacher Localblättern davon gesprochen worden. Die amtliche Laibacher

Zeitung hatte wiederholt Notizen über den Stand der Sache, über die zur Beschaffung der Mittel veranstalteten Feste und Theatervorstellungen gebracht. Erst einige Tage vor der Enthüllung des Denkmals kam man zu der Ansicht, die Errichtung und Enthüllung der Tafel sei eine Kompetenzüberschreitung seitens des Turnvereines. Thatsächlich hat dieser die Sache auch nur angeregt; ein Comité, aus angehenden Bürgern der Stadt bestehend, unterstützte dessen Bestrebungen. Siets war von einer Gedentafel für den Dichter und nie und mit keinem Worte von einer solchen für den Staatsmann die Rede. Es sollte ein Kei der Pietät für den berühmtesten

Geistesheroen, den Krain hervorgebracht, sein, und neben den deutschen Kreisen aller Parteigattungen im Lande selbst interessirte sich für das Zustandekommen der Gedentafel der hochwerrliche des deutschen Ritterordens.

Die Slovenen wollten aber ihre deutsch-feindliche Demonstration haben. Tausende von grüßtenheiß feindseligen Menschen drängten am Tage der Enthüllung nach dem Festplatze, den Polizei und Gendarmarie absperrten mußte. Als die Deputationen der auswärtigen Vereine in Equipagen auf den Festplatz fuhren, wurden sie von der Menge mit tosendem Pfeifen und Vereitrusen insulirt. Vor der Enthüllung des Monuments, welcher zahlreiche Honorationen, Offiziere und Damen bewohnten, hielt Professor Arthur Nahr, der Sprechwart des Turnvereines, eine Festrede, worauf ein Chor gesungen und das Denkmal enthüllt wurde. Auf dem Rückwege wurden die Laibacher deutschen Turner und die auswärtigen Deputationsmitglieder neuerlich mit Pfeifen und Vereitrusen empfangen. Die Gendarmarie und die Polizei arreirte fünf Individuen, einen Studenten und vier Handwerker. Die Menge versuchte neuerliche Zusammenrottungen und wollte durch den Hauptgang der Sternallee vordringen, wurde aber von Polizei und Gendarmen auseinander getrieben, doch wiederholten sich Pfeifen und Geschrei noch in Kaufen. Nachmittags verlief das Fest im Schweizerhause beim Theatral, wo die Militärmusik spielte, ohne Störung.

Gegen 8 Uhr Abends füllte sich die Sternallee vor dem Casinogebäude und in der ganzen Anlage mit Menschen; kaum hatte der Festcommers begonnen, als das Pfeifen und das Biologschrei wieder begann. Einzelne wurden arreirt. In der Straße vor dem Casinogebäude wurde der Verkehr eingestellt. Das Pfeifen und Zohlen nahmen kein Ende. Um 1/29 Uhr erschien der Landespräsident Winkler vor dem Casinogebäude, nach kurzer Rücksprache mit dem Gendarmariercommandanten Gramposch requirirte der Landespräsident Militär. In kurzer Zeit trafen zwei Compagnien Kuhn-Infanterie auf dem Platze ein, welche vor dem Casinogebäude und in den anliegenden Straßen Aufstellung nahmen. Die Antiruse und das Pfeifen erneuerten sich unausgesezt. Der Platz und die Umgebungen wurden geräumt. Nachdem aber das Militär abmarschirt war, erwiesen sich 60 Gendarmen und die gesammte Polizeimannschaft der Menge gegenüber als ohnmächtig. Bald



Anastasius Grün-Statue im Mausoleum zu Thurn am Hart.

da, bald dort erhob sich ein ohrenzerreißendes Pfeifen und Johlen, und förmliche Kämpfe wurden zwischen den Wachtleuten und den Bödelhauern geführt, sobald eine Verhaftung vorgenommen wurde. Um 11 Uhr mußten von Neuem drei Compagnien Infanterie aufmarschieren. Die fremden Turner mußten um Mitternacht durch Militär nach dem Beholdhof begleitet werden. Dieser wurde abgesperrt und der Zutritt nur den sich Begleitenden gestattet.

Das war das Ende einer Feier, die auf das Würdigste geplant war und ebenso würdig ausgeführt worden ist.

Der Laibacher Gemeinderath weigerte sich, das Denkmal zu über-

nehmen, doch hat ihn die Staatsregierung in der Ordnungswege dazugewilligt. Die Beleibigung des Dichters, in welchem der deutsche Genius sich verbrannte, wurde noch dadurch gesteigert, daß Stenarski in dem Curorte Weldes in Ober-Krain, dem Knastafius beim einige seiner häufigsten Dichtungen widmete, die Oedentafel zertrümmerte, welche dort dem Dichter vor Jahren errichtet worden ist.

Wir aber wollen, trotz aller vandalischen Anfeindungen, die Erinnerung an den großen Dichter für alle Zeiten hoch und heilig halten. Dies sei gelobt im Hinblick auf des Dichters Todestag.

Ueber Knastafius Grüns Geburtstag siehe Nr. 2 dieses Blattes.

Literarische Neuigkeiten.

Im Verlage von R. Schulz & Co. zu Strassburg im Elsaß erscheint in dritter Auflage, lieferungsweise à 40 Pf. oder im Ganzen broschürt zu M. 8.—, gebunden zu M. 10.— zu beziehen: Illustriertes Gesundheits-Lexikon, ein populäres Handbuch zur Belehrung und Verhütung für Jedermann in gesunden und kranken Tagen, mit besonderer Berücksichtigung der Gesundheitslehre und Krankenpflege in der Familie, Unterweisung zu den von Laien ausführbaren Hilfeselbstungen, leichten Operationen, Behandlung von Verletzungen, Anlegen von Verbänden, Bandagen etc., Bereitung von Hausmitteln und deren Anwendung u. s. w. bearbeitet von Dr. med. Josef Ruff, Ritter des k. k. Franz-Josef-Ordens, Mitglied des Wiener medicinischen Doctoren-Collegiums und praktischer Arzt. Mit 430 Abbildungen. Ruff's Gesundheits-Lexikon ist längst ein Freund der Familie geworden, und hat sich sowohl in dem Palast des Reiches, wie auch in der bescheidenen Wohnung des Unbemittelten eingebürgert als wohlwollender und unentbehrlicher Rathgeber in gesunden und kranken Tagen. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage ist ein Zeitraum von 5 Jahren verfloßen. Die Verlags-handlung hat nun in der vorliegenden verbesserten Ausgabe alle neuern Forschungen und Erfahrungen in der Medicin berücksichtigt und das Werk mit einem Supplement versehen, welches übrigens von den früheren Abnehmern des Lexikons zum Preise von M. 1,20 extra bezogen werden kann.

Von dem in diesen Blättern bereits besprochenen Lieferungs-werk „Wiener Humor“, humoristische Vorträge, herausgegeben von C. A. Friele, Verlag von Moriz Stern in Wien, ist Heft 9 (seben erschienen und enthält: Residenz und Provinz, Sprech-Duett aus der Post, Die Land-pomeranze“) (Schluß) von A. Just. (Dargestellt von Jos. Gallmayer und F. Schweighofer) — Operetten-Couplet, Vorgetragen von C. A. Friele. Musik von Carl Millöder. — Die Memoiren der Götin. Soloscene für eine komische Alte oder einen Komiker von C. M. Bacano. — D' Jahnael. (Declamation für eine Dame) von Professor Wilhelm Ceppillieri. — Ein Capitel für die Männer. Vorlesung von Josef Sulzha. — Ritter Cuno der Starke. Eine wädhre, aber durchaus nicht furchtbare Begebenheit aus dem 14. Jahrhundert von Bismüller, vortragen von C. A. Friele. — Ein Volkslied-Abend. Solovortrag von A. Kömle (Mitglied des k. k. priv. Carl-Theaters). — Der gar Solide. (Declamation.) Von J. Mark, vortragen von Johann Schwerdtner. — Der Tramway-Conducleur. Intermezzo von Josef Whillapl. — R Land-Nada sei Cure (Declamation) von Franz Jovic. — Vädeler für Sommerfrischer und Murorte. Humoristischer Vortrag von A. Just, gesprochen von Alex. Gutmann. — Die Nacht der Cuirse

(Declamation) von Friedrich v. Scherb. — Beim Bettremmen. Humoristischer Vortrag von Franz Jovic. — Dö habi Sen'n'in. Declamation (für eine Dame) von C. Dorn. — Im Omnibus. Intermezzo von Oscar Linden. — „Elevenschiedel“. Humoristische Duoscene mit Gesang von Benjamin Schier, dargestellt von Frz. Streilmann und Prof. Wl.

In wirtschastlichen Beziehungen wertvoll und nützlich ist folgende literarische Neuigkeit: „Zur Erhaltung und Verbesserung des körperlichen Wohlstandes. Ein Rathgeber in allen Vermögensangelegenheiten. Von Freiherr von Danfelmann. Eilbingen, Verlag der J. Laupp'schen Buchhandlung. Inhaltsangabe: Einleitung. „Die Leute haben kein Geld mehr“. Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben in dem Einzelnen und in dem Familienhaushalte. Die außerordentlichen Ausgaben und ihre Deutung. Bezahle alle Deine Bedürfnisse bar und mache keine Schulden. Wie kann ich mein Geld am gewinnbringendsten und am sichersten anlegen? Die Darlehne gegen Handschrift und Unterpfand. Allgemeines über Werthpapiere. Näheres über die einzelnen Gattungen von Werthpapieren. Einiges über den Verkehr mit Werthpapieren. Der Verkehr des Effectenbesitzers mit dem Bankier. Einige Bemerkungen über den Erwerb von Häusern und Bauplänen sowie über die Erhaltung von Zinshäusern etc. Die Lebensversicherung als Capitalanlage. Erfahrungen in Bezug auf die Erhaltung von Familienvermögen.

Europas Kolonien. Nach den neuesten Quellen geschickt von Dr. Hermann Roskoffsky. Leipzig, Greiner & Schramm. — Der vierte Band dieses prachtvoll ausgestatteten Werkes, welcher die deutschen Besitzungen in Südwest-Afrika, die Kapkolonie, Natal und die Bena-Freistaaten schildert, liegt nun abgeschlossen vor uns, und wir können in Bezug auf denselben nur Das wiederholen, was wir bereits über die früheren Bände gesagt haben. Auch hier ist unter sorgfältiger Anwendung der vorhandenen reichen Literatur ein umfassendes Bild der Kolonien im Süden des dunkeln Erdtheils entworfen, und jamaentlich einige eingehendere Schilderungen, wie jene des Lebens der holländischen Farmer, des Treibens in den Diamantenminen, der Erlebnisse eines Traders auf Treiben ins Innere u. s. w. zeichnen sich durch Frische und Lebhaftigkeit der Erzählung aus. Auch bei der Schilderung der Kapkolonie ist, wie in allen früheren Bänden, den deutschen Lesern besondere Aufmerksamkeit gewidmet und wir finden Alles in ansehender Weise zusammengefaßt, was an Mittheilungen über diesen Handel, deutsche Kolonien etc. in Reiseberichten und Zeit-schriften zerstreut ist. Den teilschen Ausführungen entsprechen die zahlreichen trefflichen Abbildungen, welche das Werk schmücken, sowie auch die sonstige äußere Ausstattung.

Fär's Haus.

Reinigung von Gypsabgüssen. Um Gypsabgüsse, die von Nagen beschmutzt oder durch Rauch unsichtbar geworden sind, wieder aufzufrischen, daß sie wie neu aussehen, verfährt man wie folgt: Vorerst schleift man den Gegenstand behutsam mit Glaspapier ab. Ist dies geschehen, so giebt man ihm einen Anstrich von Kremsenweiss, das erst fein grieben, hernach mit einem nicht zu schwachen, aber auch nicht zu starken Stärkeküßer zum Auftragen mit dem Pinsel geschickt gemacht wurde. Auf diese Weise wird die Figur wieder wie neu. Wird auf einen solchen Anstrich noch ein anderer aus weißer Seife und weißem Wachs (von je 1 1/2 Delagrann in 1 Kilogramm kochenden Wassers aufgelöst) gegeben, so erhält die Figur ein noch schöneres, mehr glänzendes Aussehen. Auch nach folgendem, von A. Wolf in Womtabaur angegebenen Verfahren sollen weiß gewesene Gypsabgüsse sich recht gut wieder auffrischen lassen: Man nehme helles, reines Kaltwasser, lasse etwas helles Pergamentlein darin zergehen, binde dann die Gypsfigur an einen Strick und hänge sie in dieses Leimalkwasser, bis sie recht angezogen hat, gleiche sie nach diesem heraus und lasse sie trocknen. Hierauf nehme man Wasser, in welchem etwas Kaun aufgelöst worden und betreibe die Figur damit. Um geringste Gypsfiguren glänzend zu machen und denselben eine durchscheinende, alabastrartige

Oberfläche zu geben, wurde neuerlich folgendes Verfahren empfohlen: Man löse 1 bis 2 Theile geschabte Stearinsäure in 10 Theilen Petroleumbenzin dadurch auf, daß man das Gefäß, worin sich diese Stoffe befinden, in heißes Wasser stellt. Mit der erhaltenen, noch etwas warmen Aufschüßung überdecke man sodann die ebenfalls erwärmten Gypsfiguren lang in einem luftigen Raume stehen. Nach dem Trocknen giebt ein einfaches Poliren und Wässern der überzogenen Gegenstände, um ihnen schönen Glanz zu alabastrartiges Ansehen zu ertheilen. Man hat nur darauf zu achten, daß, da das Petroleumbenzin außerordentlich leicht entzündlich ist, man weder mit einer Flamme noch mit einer glühenden Kohle demselben nahe komme.

Belzwerk zu restauriren. Ist Belzwerk in Folge langen Tragens flüchtig oder fettig geworden, so erhitze man Weizen- oder Roggenkleie in einem Gefäß, gebe diese erhitze Kleie — so heiß als möglich — auf das Belzwerk, reibe dieses lüchtig damit und trete und schüttele es durch. Die erhitze Kleie zieht alle Feuchtigkeit, allen Schmutz und alle Fettigkeit an sich, und das Belzwerk sieht aus wie neu. Wenn nöthig, wiederhole man dies Verfahren. Heißer Sand thut ähnliche Dienste, Kleie nimmt jedoch die Fettigkeit besser auf. Man kann sich zum Durcharbeiten der heißen Kleie auf dem Belzwerk auch einer Bürste bedienen.

Gegen schwindende Hände. Um sich trockene Hände bei der Arbeit zu erhalten, so daß der Gegenstand, welchen man bei der Arbeit öfters

anzufassen genöthigt ist, nicht beschmutzt wird, ist ein Stück weissen Epones, welches man bei der Arbeit öfter mit den Fingern ansaßt, ein erprobtes Mittel. Dieses Mittel dürfte sich als einfach und leicht beschaffbar zumal für Mädchen oder Frauen empfehlen, welche Weiszeug oder sonstige Stoffe nähen, die so leicht schmutzig werden.

Allerlei Heiteres.

Zur Geschichte der Preis-Ausschreibungen. Die Münchener Neuesten Nachrichten habe unter anderen nachstehende „Humoristika“ prämiirt: Der böhsche Sachse. Ein Sachse und ein Preuße fahren in einem Coupé auf der Bahn. Der Preuße will den Sachsen mit seinem Dialekt necken und legt ihm folgendes Silbenräthsel vor: „Die Erste ist ein Fluß in Italien, die Zweite braucht der Bäder, das Ganze ist eine fettige Flüssigkeit!“ Als der Sachse das Räthsel nicht lösen konnte, sagte der Preuße: „Die erste Silbe ist der Pa, die Zweite ist Wehl, das Ganze ist das Bohmehl (Maumöl).“ Der Sachse erbat sich nun höflich seinerseits ganz ergebend die Erlaubniß, seinem Reisegefährten ein Räthsel vorzulegen, und gab ihm folgende Aufg. zu knaden: „Die zwei ersten Silben sind eine süße, zähe Masse, die Zweite sagt der Engländer statt des Wortes Ja, die beiden Dritten hat ein großer Reformator, das Ganze sind Sie selbst!“ Der Preuße konnte das Räthsel ebenfalls nicht lösen und hat dringend um Aufschluß, der Sachse aber versprach ihm die Auflösung erst auf der nächsten Station, wo er den Zug verlasse, zu geben. Dort angekommen stieg unser Sachse aus, schloß vorsichtig die Thür hinter sich und sagte nun von Weisen durch das geöffnete Fenster: „Die ersten zwei Silben sind der Syrup, die Zweite ist Yes, die letztere Luther, das ganze sind Sie selbst: Sie ruppiged Luder!“ Einsender: G. Greve jun., Bädermeister, Hannover. — Berliner Blau. Strigow: „Na, hören Se, Astronomiel Da bin ich Ihnen nu widermal jrohartig über! Forschen Se man, soviel Se wollen! Huter: Kennen Sie den großen Bären?“ Strigow: „Trocher Wärl! Na, hören Se! Jesehen hab' ich ihn noch nich, aber sein Zehrräl hört man bei klarem Sternenhimmel bis nach Potsdam hinaus!“ Einsender: W. Herbert, cand. med., München, Klenzestraße.

Verbot. „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß Pferde und Rindvieh von jetzt an nicht mehr mit Kerzen, sondern nur mit Laternen gefüttert werden dürfen. Der Ortsvorstand.“

Ob Krebsje gesund sind. Dame: „Herr Medicinalrath, halten Sie die Krebsje für gesund?“ — Medicinalrath: „Gewiß, meine Gnädige, ich wenigstens habe in meiner langen Praxis noch keinen in Behandlung gehabt.“

Räthselfrage. Welche Augen werden nie müde? Die Hühneraugen, denn sie sind Tag und Nacht auf den Füßen.

Gundefutter. Bei der G. Zeitung fungirte einmal ein recht hagerer Redacteur, der einen großen, stets hungrigen Hund hatte. Eines Tages beauftragte er die Aufwärterin, sie solle in der Restauration nachfragen, ob kein Gundefutter da sei. — „Nein, es ist keins da, ich hab schon gefragt,“ erwiderte die Beauftragte. „Ach was,“ rief der Dagerer, „sagen Sie nur es wäre für mich, da giebt's schon welches.“

Spiele und Denkaufgaben.

Schach.

(Redigirt von J. Windwitz in Leipzig.)

Aufgabe XXI.

Von J. Richter in Lübeck.

SCHWARZ.



WEISS.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XX.

- | | |
|---------------|----------|
| 1. L d5—e4 | K d4—e4: |
| 2. D b6—d2 | Befiebig |
| 3. S c4—d6 +. | |

- | | |
|--------------------|--------------|
| 1. | K d4—e4 (e3) |
| 2. D h6—b6 (d2 ?) | Befiebig |
| 3. D b6—b4 (d5) +. | |

Bruchräthsel von C. L.

$\frac{2}{3}$ von einem Bischof, $\frac{2}{3}$ von einem Patrosen, $\frac{1}{4}$ von einem Hind, noch $\frac{1}{2}$ vom Bischof, $\frac{1}{2}$ von einer Kapz. Das Ganze ein berühmter Staatsmann der Gegenwart.

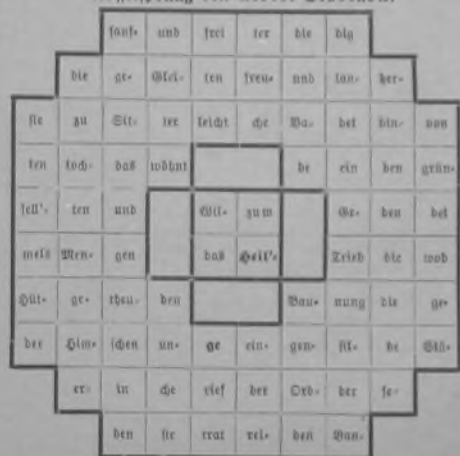
Kettenräthsel von H. Stabenow.



Au die Stelle der 36 Kreuzchen sind ebensoviele Buchstaben, nämlich 4 a, 2 d, 6 o, 3 b, 4 i, 2 l, 1 m, 2 n, 2 o, 2 r, 4 s, 2 t, 1 u und 1 v zu setzen, daß in jedem Ringe ein bekanntes Wort entsteht und die Buchstaben an den Verknüpfungspunkten der Ringe den Namen eines englischen Dichters ergeben. Die Wörter in den Ringen bezeichnen:

1. einen Gott, 2. einen römischen Consul und Feldherrn, 3. eine Titelsrolle einer Oper, 4. einen Fluß in Oesterreich, 5. einen beliebigen Namen für Bergnügungsorte (auch Stadt in der Nähe Rom's), 6. eine Stadt in Dänemark und 7. die Hauptperson eines bekannten deutschen Dramas.

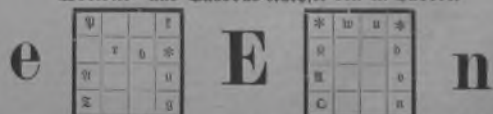
Wortfesslung von Albert Stabenow.



Arithmogryph von J. W. Petersohn.

1 2 3 4 ein Papagei, 5 3 6 4 7 2 eine italienische Stadt, 8 9 10 11 9 10 ein Spiel, 12 10 11 1 4 11 eine der neun Mufen, 4 7 7 ein Nebenfluß der Donau, 13 2 3 14 2 7 ein General, 15 3 4 8 eine Götin, 3 15 16 6 3 11 7 14 12 ein berühmter Maler, 17 2 15 3 7 15 3 ein deutscher Dichter, 3 15 13 11 12 12 11 ein Wasserport, 4 1 16 15 7 11 5 ein Nebenfluß der Elbe, 15 3 2 8 eine Göttheit, 13 11 7 13 15 8 ein Fluß in Asien. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Titel einer beliebigen Operette und die Endbuchstaben, gleichfalls von oben nach unten gelesen, den Componisten derselben (mit Vornamen).

Wortbild- und Quadrat-Räthsel von H. Lüders.



In die leeren Felder der beiden Mittelreihen der zwei großen Quadrate sind bestimmte Buchstaben zu ergänzen. Diese 8 Buchstaben in jedem Quadrate von oben nach unten gelesen ergeben zusammen je ein Wort, welches dann an Stelle des Quadrates gesetzt und gelesen werden muß.

Das ganze Räthsel ergibt ein Sprichwort.
Die wagerechten Reichen bedeuten

- 1. Schelmischer Geist. 1. * * u * *
- 2. * * r b * 2. Ein Dichter.
- 3. Witter nordischer Wälder. 3. Name eines griechischen Schiffes.
- 4. Meergewächse. 4. berühmter Naturforscher.

Aufkündigung der Denkaufgaben in Nr. 41.

Des Kryptographen von P. Lappa:

T
 U R I
 B R O W N
 A U G U S T E
 P R O S B Y N O T
 T I T I O A C A S S O
 A L E X A N D R A L A N D
 T R O U B A D O R V A R D I
 T R I B O R I A C A J A S
 B E N E D I C T A B B A S
 G R A N V O L L A
 C O S T E D O R
 P A R I S
 I D A
 T

Des Kreuzräthfels von Emilie Pfänder:

Ka	bel
Ne	fir

Der Königsprovenance von Hedwig Diga Richter:

Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ' res nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
„Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!“
Wenn sich zwei Herzen scheiden,

Die sich dereinst geliebt.
Als ich zuerst empfunden,
Dass Liebe brechen mag:
Mir war's, als sei entscheidend
Die Sonn' am hellen Tag.
Wie Klang's im Ohre wunderbar:
Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!
Da ich zuerst empfunden,
Dass Liebe brechen mag.

Mein Frühling ging zur Ruße,
Ich wohl es wohl, warum,
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm.
Das eine Wort nur sprach sie klar:
„Fahr wohl, fahr wohl auf immerdar!“
Mein Frühling ging zur Ruße,
Ich wohl es wohl, warum Emanuel Geibel.

Der Räthselfragen von H. Michael:

- Der Fettsch. - Beim Barbier. - Der Komet. - Der Cherges.
 - Vorbeeren. - Die Hühneraugen. - Salbe. - Der bildende Künstler:
- denn er bringt nichts ohne Vorwurf fertig.

Correspondenz.

G. Gee. Es giebt allerdings eine ganz vorzüglich ordnende Duden-Wörterbuch, welche alle Arten von Ervordenen für Wörter, Buchstaben ic zum Ervordenen von Werten. Buchungen ic. sehr vollkommen ist. Die Duden können 6 Ruch breit in beifolgender Größe in einer Duden von 1/2 bis 2 Zoll und in Größe von 1500-2000 Quadratzoll per Stunde hergestellt werden. Die Buchen sind vollkommen unerschwinglich, leicht gegen schweren Regen, da sie so gehalten werden können, daß sie niemals auseinander gehen. Der Preis für die Duden ist 700 Mark, mit Adress-Label und in anderer Form 850 Mark.

Tourist in E. Wir empfehlen Ihnen als beste Orientirungsкарте die sogenannte kirchliche Touristen-Zeitung. Central-Organ für Touristen und die touristischen (Wettrüge und Wanderungen) Vereine. Katholisches Organ für den Wald-Verein (Bayer. k. Bayerischer Wald). Evange. Wanderclub. Gebirgsverein für die Wissenschaft

- Die Gese von Weimar.** Eilfertiger Roman von Julius Grasse. (Fortsetzung). — **Die Gese von Gien.** (Fortsetzung). — **Die Tragödie Kubliwaj.** (Fortsetzung). — **Bad Nizza.** (Mit Illustration). — **Meines Lebens Roman** (Vervollst.). — **Der Löwe in London.** (Mit Illustration). — **Der Juwelen-Schiff.** — Die Erinnerung an die Geschichte der Afra. Von G. Geibel. — **Hier's Haus.** — **Alexei Kolerow.** — **Spiele und Denkaufgaben.** — **Correspondenz.**

Club, Gebirgsverein für Ober- und Unt. (Grätz), Versicherungsverein a. Wien (Grätz), Verband der Vereine der Galt und des Waldens (Grätz), Verein d. Schiffbau. Derer Versicherungsverein zu Gollersdorf und Waldens (Grätz), Fischerischer Touristen-Verein zu Rohel, Kaufm. Gebirgsverein (Waldens), Gebirgsverein „Im Sprengel“ zu Wauten (Grätz), Gebirgsverein „Oberes Ezerthal“ (Waldens), Versicherungsverein zu Wälden i. Gonn., Ortsklub Touristenklub, Katholisches Jugendklub in Wien, Versicherungsvereine zu Wien a. Rh. und Rohel, Böh. Gebirgsverein für das Böhmergebirge, Schwabenerverein, Section Woiwodsberg, Schwarzwaldverein zu Suttendorf, Versicherungs-Verein in Wälden i. Schwarzwald, Gebirgsverein für Nathevalde, Walden und Gebirge (Grätz, Schweiz), Versicherungsvereine f. b. Steiermark in Wien, Gese a. Rh. und Kärntenverein a. Rh., Fortschrittverein (Speithargebirge), Eplerklub Touristen-Verein zu Genua, Eilfertiger Touristenklub, Woiwodscher Klub mit Tannenschlag, Versicherungsvereine zu Braunsch. a. Rh., Gollersdorf a. Rh., Walden a. Rh., Walden a. Rh., Waldenscher Waldverein, Woiwodscher Klub mit Tannenschlag zu Bad Sodenberg, Teutoburger Waldverein, Woiwodscher Klub Walden und Gebirge, Gebirgs-Verein.

H. Dr. J. Mit dem 1. Juli dieses Jahres gelten im genannten Telegraphen-Vereine folgende neue Festsetzungen: Die Telegrammgebühren sind bezüglich der Wort erhoben, die bisher nach der Wortgebühr in Form einer Grundrate und der Wortgebühren kommen in Wegfall. Die Wortgebühr beträgt: im Deutschen Reich und mit Luxemburg 6 Pf., für den Verkehr nach Belgien, Dänemark, Niederland, Österreich-Ungarn und der Schweiz 10 Pf., nach Frankreich und Belgien 15 Pf., nach Schweden und Dänemark 20 Pf., nach Rumänien, Serbien, Bosnien, Herzegowina und Montenegro 20 Pf., nach dem europäischen und asiatischen Ausland, Spanien, Portugal und Sizilien 25 Pf., nach Südamerika (Südpol) mit Einschluß der Insel, Korea 40 Pf., nach den übrigen europäischen Inseln und nach der Türkei 45 Pf. Für den Verkehr mit Großbritannien und Irland bleibt die Grundrate (40 Pf.) neben der Wortgebühr von 20 Pf.) unberührt, noch in Anrechnung. Als Mindestbetrag für ein Telegramm werden 60 Pf. erhoben. Ein bei Berechnung der Gebühren sich ergebender, durch 5 nicht theilbarer Pennigbetrag wird aufwärts abgerundet.

Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammelten Anballe dieses Blattes ist unterjagt; Verleumdungsrecht vorbehalten.

GOLDBERNE PARIS 1878 MEDAILLE

K. K.

ALLERHÖCHSTE ANERKENNUNG.

Curort Gleichenberg

in Steiermark.

Eine Fackelrunde von der Stätten Riedbach der Umgebung, Weithorn.

Beginn der Saison 1. Mai.

Anfrakt-, maritische und Höhenkurierung, Fichtennadel-, u. Buchholzfichtennadel-, Inhalatoren (auch in Eingekerbten), pneumatische Kammer mit Pump u. neun Personen, großer Respiration-Apparat, massirende lobliche Wädr., Stahl-, Fichtennadel- u. Säuftroster-Abder, kaltes Vollbad u. Hydrotherapie, Biegenmölle u. Milch, kalte, warme u. e. d. eigens erbaute Milch-curankstalt. Klima constantmäßig feuchtwarm. See-höhe: 400 m. Wohnungen, Mineralbäder u. Wagen sind bei der Direction zu beziehen.

EUREN DIPLOM U. BADER-DIPLOM

Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma der Fabrikanten und Kaiserlich Königlich Hoflieferanten

F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien.

vorzumerken, um bei Bedarf in weissen wie bunten Leinen- und Baumwollen-Waaren, Tisch-Decken, Handtüchern, etc. die Preis-Liste oder Muster kommen zu lassen, welche gratis zugesandt werden. Bei Anschaffung von Ausstattungen oder besichtigten größeren Einkäufen dürfte es lohnend sein, selbst aus größerer Entfernung eine Reise nach Landeshut zu unternehmen. Der Monumentalbau des Geschäftshauses bildet eine Sehenswürdigkeit.

Wine

Sicilianische

Das beste Bordeaux-Ersatz
In Proben 1/2 Fl. Südwine u. 1/2 Fl. Bore-Puglia, das beste Weiss- zum 1/2 Fl. und Verpackung zu M 12, 20.

Griechische

In Proben 3 Flaschen in 10 verschiedenen Sorten und Verpackung zu M 16, 20.

ZIEGLER u. GROSS

Konstanz u. Kreuzlingen

Drei Auflagen in wenigen Tagen verkauft!

Berlin im Kaiserreich

Von **Hugo Lubliner** (Hugo Bürger)

Die Gläubiger des Glücks

Ein Roman von **Hugo Lubliner.**

1 Bb. hochleg. geb. Preis 6 Mark.

Verlag von **S. Schottlaender in Dresden.**

Vorrätig in allen Buchhandlungen, etc.